

# APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

49–50/2005 · 5. Dezember 2005



## Alter und Altern

*Claudius Seidl*

Warum wir nicht mehr älter werden

*Andreas Kruse · Eric Schmitt*

Zur Veränderung des Altersbildes in Deutschland

*Thomas Druyen*

Die große Alterswende

*Sigrun-Heide Filipp · Anne-Kathrin Mayer*

Zur Bedeutung von Altersstereotypen

*Gertrud M. Backes*

Alter(n) und Geschlecht

## Editorial

Die deutsche Gesellschaft altert. Die Lebenserwartung der Menschen nimmt stetig zu, gleichzeitig werden aber immer weniger Kinder geboren. Im Jahr 2020 wird jeder Zweite in Deutschland über 50 Jahre alt sein, und 2030 werden die über 60-Jährigen die Mehrheit der Bevölkerung stellen. 2050 werden die „jungen Alten“ – Menschen im Alter zwischen 70 und 80 Jahren – in weit stärkerem Maße als heute aktive Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Gesellschaft sein.

Unsere Gesellschaft muss sich auf diese Entwicklung einstellen und damit beginnen, das Bild vom Alter(n) den neuen Realitäten anzupassen. Kompetenz, Kreativität und Innovationskraft sind auch jenseits der Lebensmitte zu finden. Vor dem Hintergrund einer allgegenwärtigen Jugendfixierung und damit einhergehenden tendenziellen Abwertung älterer Menschen scheint es notwendig zu sein, weitere Fakten ins Bewusstsein zu rufen: Nur zwei Prozent der Abgeordneten des derzeitigen Deutschen Bundestages sind älter als 65 Jahre; 41 Prozent der Unternehmen in Deutschland beschäftigen keine Menschen jenseits der Fünfzig; 25 Prozent der Arbeitslosen sind über fünfzig Jahre alt, Tendenz steigend. Auf diese Weise werden wertvolle Potenziale in Wirtschaft und Gesellschaft verschenkt.

Die Voraussetzung dafür, dass Menschen mit zunehmendem Lebensalter nicht sukzessive aus der aktiven Gesellschaft ausgegliedert werden, ist eine Veränderung der Rahmenbedingungen. Es gilt, gesellschaftliche und strukturelle Barrieren abzubauen. Eine differenziertere Wahrnehmung von Alter und Altern würde dafür gute Voraussetzungen schaffen. Den nötigen Druck erzeugt der demografische Wandel.

*Katharina Belwe*

Claudius Seidl

# Warum wir nicht mehr älter werden

## Essay

Wir werden, als Gesellschaft, immer jünger, und als Einzelne werden wir nicht mehr älter, wir werden zumindest anders älter, und wir stecken mittendrin in einem Prozess, dessen Ausgang wir noch gar nicht

**Claudius Seidl**  
geb. 1959; Feuilletonchef  
der Frankfurter Allgemeinen  
Sonntagszeitung.  
c.seidl@faz.de

absehen können. So lautet, kurz formuliert, meine These,<sup>1</sup> und meine Geschichte mit diesem Thema begann im Frühjahr 1998, als ich, eines Morgens, die Entdeckung machte, dass die Schauspielerin Sharon Stone am nächsten Tag ihren 40. Geburtstag feiern würde. Ich hatte sie, ein Jahr zuvor, in dem Thriller „Diabolique“ gesehen – und das, was ich da gesehen hatte, passte definitiv nicht zu dem Bild, das ich von vierzigjährigen Frauen hatte. Sie schien mindestens zehn Jahre jünger zu sein, und der Filmkritiker, der den Geburtstagsartikel verfasste, konnte das Rätsel nicht restlos lösen.

Im Jahr darauf, 1999, dem Jahr, in dem ich vierzig wurde, kam ein Film in die Kinos, dessen Qualität nicht nur darin bestand, dass er uns beim Älterwerden trösten konnte. Der Film hieß „The Thomas Crown Affair“, und erzählte davon, wie ein attraktiver Mann den perfekten Kunstraub plant und wie eine schöne Frau ihn daran hindern will – und im Grunde ging es nur darum, dass die beiden ihren Zweikampf dort fortsetzen, wo ein Unentschieden schon in Ordnung geht, im Bett. Die Hauptrollen spielten Rene Russo und Pierce Brosnan – und was in diesem Film so neu war, das offenbart ein Blick auf die Geburtsdaten dieser Kinohelden. Rene Russo war 45 Jahre alt, Pierce Brosnan war 46, und

was das bedeutete, das offenbarte sich, wenn man bedachte, dass dieser Film ein Remake war, eine neue Fassung eines Films aus dem Jahr 1968, in dem Faye Dunaway, damals 27, und Steve McQueen, damals 38, die Hauptrollen gespielt hatten.

Dass das Kino nichts als schöne Lügen verbreite, behaupten gerne dessen Gegner – aber der übliche Kinoeuphemismus ginge ja so, dass die Rolle der begehrenswerten erwachsenen Frau mit einer 30-Jährigen besetzt worden wäre. Dass eine 45-Jährige die Rolle spielte, die für eine 27-Jährige geschrieben worden war, konnte eigentlich nur bedeuten, dass in den einunddreißig Jahren zwischen der ersten und der zweiten Fassung gewaltige Erschütterungen in unserer Altersstruktur stattgefunden haben mussten – auch wenn man natürlich konzedieren muss, dass eine 45-jährige Hollywoodschauspielerin mit anderem Aufwand an ihrer Jugend und Schönheit arbeiten kann als gleichaltrige Rechtsanwältinnen, U-Bahn-Schaffnerinnen oder Journalistinnen. Aber das ist schon insofern kein wirksames Argument, als ja auch 25-jährige Stars meistens attraktiver sind als der 25-jährige Durchschnittsmensch.

Ich hatte bis dahin jene seltsame Differenz für mein Privatproblem gehalten, jenen ungeheuren Unterschied zwischen dem Bild, das ich selbst von einem 40-Jährigen im Kopf hatte, und dem 40-Jährigen, der ich in diesem Sommer war. Ich fühlte mich jünger, neugieriger, aggressiver, und vor allem: Ich glaubte, das Beste noch vor mir zu haben. Und dass das mehr als nur mein kleines Privatproblem war, das machten mir gleichzeitig die harten ökonomischen Fakten klar: Dem jungen Mann, als welcher ich mich fühlte, blieben noch neun Jahre in der so genannten werberelevanten Zielgruppe des Fernsehens – in zehn Jahren würde mir anscheinend niemand mehr irgendein Produkt verkaufen wollen. Und auf dem Arbeitsmarkt galt ich schon jetzt als zu alt – in fünf, spätestens in zehn Jahren würde mir der handelsübliche Personalchef keine Chance mehr geben.

<sup>1</sup> Die im Essay vorgetragene These basieren auf dem im Frühjahr 2005 erschienenen Buch des Autors Claudius Seidl, *Schöne junge Welt – Warum wir nicht mehr älter werden*, München 2005.

## Die Revolution der Lebensläufe

Fast alle, die heute dreißig, vierzig, fünfzig Jahre alt sind, stellen irgendwann fest, dass sie viel jünger aussehen, sich fühlen und benehmen, als das in den Biografiefahrplänen vorgesehen ist. Diese alten Fahrpläne galten über Jahrhunderte, sie sahen vor, dass Jugend nur der kurze Moment sei zwischen dem Ende der Kindheit und dem Beginn des Erwachsenwerdens, die kurze Phase, in welcher der Mensch schon geschlechtsreif ist und zugleich noch frei von der Verantwortung für sein Leben. Vor knapp vierzig Jahren schrieb Jean Amery in seinem großen, dunklen Essay „Über das Altern“, dass man mit fünfundvierzig zu altern beginne.

Wie ungeheuer jugendlich dagegen die Gesellschaft heute ist, das zeigt jeder Blick in die Geschichte – ganz gleich wie groß oder klein der Ausschnitt ist, ob man die Fotoalben der Eltern und Großeltern betrachtet und dabei entdeckt, dass man mit vierzig noch nicht so reif wirkt, wie es der Großvater offenbar schon mit dreißig war; ob man Balzacs „Frau von dreißig Jahren“ noch einmal liest und sich überlegt, dass man bei einer heutigen Verfilmung die Rolle wohl mit einer 45-Jährigen besetzen würde; oder ob man sich, im zweihundertsten Todesjahr, an Friedrich Schiller erinnert, der ermattet, erschöpft und stark gealtert von seinen vielen Krankheiten, als 50-Jähriger starb.

Offenbar haben wir, die wir heute erwachsen sind, an einer Revolution der Lebensläufe teilgenommen – und wenn so einer, der heute dreißig, vierzig oder fünfzig ist, zurückblickt auf all die Jahre, in denen er älter wurde und doch jung geblieben ist, dann tut er sich sehr schwer damit zu sagen, ob er Täter, Opfer oder bloß Zeuge dieses Umsturzes war oder womöglich alles zugleich. Dass diese Revolution, die heute noch in vollem Gange ist, von so wenig Lärm begleitet wird, dass man für sie noch keinen Namen kennt, dafür gibt es zwei gute Gründe: *Erstens* haben sich die Revolutionäre nicht zu großen Massen zusammenrotten müssen; das revolutionäre Subjekt ist jeder Einzelne, der mit dreißig, vierzig, fünfundvierzig beschließt, im „Meer des Möglichen“ (wie Kierkegaard das genannt hat) noch ein bißchen herumzuplanschen und den Landgang bis auf weiteres zu verschieben. Dass die anderen ganz genau so handeln,

nimmt man zwar wahr; es ist für die eigenen Entscheidungen aber keine notwendige Voraussetzung. Anders als bei jeder Revolution zuvor, welche Sieger und Besiegte, Rebellen und Gestürzte gemeinsam erlebten, ist der Revolutionär bei dieser ganz für sich allein. Und *zweitens* sieht es ganz so aus, als blieben eigentlich nur noch gute Nachrichten: Alle werden jünger, alle sehen besser aus, allen geht es besser. Dass die Lage nicht ganz so einfach zu beschreiben und auch nicht ganz so rosig ist, das werden wir noch sehen.

Im Folgenden möchte ich, tastend und im Bewusstsein dessen, dass sich nicht alle Widersprüche auflösen lassen, ein paar Arbeits-hypothesen zu den Ursachen und den möglichen Wirkungen des Phänomens formulieren. Karl Marx, in Sachen Revolution immer ein guter Stichwortgeber, hat gesagt, dass Revolutionen notwendig werden, wenn eine gesellschaftliche Form nicht mehr auf die Produktionsbedingungen passt.

### Zur Jugend verdammt

„Jahrtausende trennen die Erfindung des Feuers von der Entdeckung des Ackerbaus. Zwischen der Erfindung der Schrift und der Druckerpresse entstanden, erblühten und zerfielen ganze Weltreiche. Nur ein paar Jahrhunderte liegen dagegen zwischen der Druckerpresse und der Dampfmaschine“, schreibt, um den Rahmen noch ein bißchen weiter zu stecken, der Stanforder Romanist Robert Pogue Harrison in dem wunderbaren Essay „Wie alt sind wir?“, in welchem er nach dem Kurswert von Weisheit und Erfahrung fragt – in einer Welt, die sich dem Wandel so hemmungslos hingegen hat.

Wenn wir der Jugendlichkeit solche Eigenschaften wie Dynamik, Neugier, Flexibilität, Offenheit, Aggressivität zuordnen, und dem Erwachsensein die Erfahrung, die Weisheit, die Verlässlichkeit und Stetigkeit – dann müssen wir uns auch eingestehen, dass der Kurswert der Jugendlichkeit in den vergangenen dreißig, vierzig Jahren gewaltig gestiegen ist. Und die Notierung der erwachsenen Werte ist gesunken: Mit der Erfahrung von vor zwanzig Jahren werde ich mich weder im Internet zurechtfinden, noch auf die Frage, wie ich mich fürs Alter finanziell sichere, eine passende Antwort finden. Mit Verlässlichkeit

und Stetigkeit allein kann ich keine Abteilung mehr führen und meine Kinder nicht auf die Herausforderungen des Lebens vorbereiten.

Wenn wir bestehen wollen in dieser Gegenwart, dann müssen wir unsere jugendliche Eigenschaft, unsere Neugier und Dynamik und Flexibilität beibehalten, auch in einem Alter, in welchem die Jugend eigentlich längst vorüber sein müsste. „Nur extreme Jugendlichkeit kann Anpassung an diese immer dramatischeren Transformationen gewährleisten. Oder besser, nur extreme Jugendlichkeit hat den Hauch einer Chance, sich daran anzupassen“, schreibt Harrison. Man könnte es auch so sagen: Wir sind zur Jugendlichkeit verdammt. Wer nur erwachsen ist, der ist verloren.

## Die globale Abkühlung

Es gibt Menschen, die machen die populäre Kultur für das verantwortlich, was sie die Infantilisierung der Gesellschaft nennen: Popmusik und Kino, Werbung, Fernsehen und Mode hätten mit ihrer dauernden Feier der Jugend, mit ihrem Abscheu vor allem, was alt und gebrechlich wirkt, Schuld daran, dass so schöne Insignien des Erwachsenseins wie Krawatten und Manieren, Triebverzicht und Diskretion aus der Mode gekommen seien und die westliche Welt immer mehr bevölkert werde von Menschen, deren Jugendwahn sich auch darin zeige, dass sie alles haben und auf nichts verzichten wollten außer auf Verantwortung. Diese Kritiker haben im Prinzip Recht – nur verhält sich die Sache ein wenig komplizierter. Die Kultur ist Medium und Motor der Entwicklung zugleich – und die Speerspitze der Jugendbewegung war Cary Grant, der englische Hollywoodschauspieler, der in seinen späten Dreißigern einfach mit dem Älterwerden aufhörte. Cary Grant blieb jahrzehntelang fast derselbe jugendliche Mann, während seine Filmpartnerinnen irgendwann alterten, und am schlimmsten muss das für Jessie Royce Landis gewesen sein, eine attraktive Schauspielerin aus der zweiten Reihe, die 1955, in Hitchcocks „Über den Dächern von Nizza“ Cary Grants Schwiegermutter spielte, und 1959, in „Der unsichtbare Dritte“, spielte sie seine Mutter. Ihr Problem bestand darin, dass sie ein Jahr jünger war als Cary Grant. Womöglich hat auch sie sich damals gefragt, wo Cary Grant

das Bildnis des Archibald Alexander Leach (wie der Mann mit bürgerlichem Namen hieß) versteckt habe und welche Spuren des Lebens es zeige – dabei war das Geheimnis seiner Jugend doch offenbar. Cary Grant war an Ironie unheilbar erkrankt, er nahm weder sich noch seine Filme jemals ganz ernst, es blieb da immer eine große Distanz zwischen ihm und den Rollen. Kurzum, Cary Grant war schon cool, als das Wort nur in der schwarzen Subkultur verstanden wurde – und seine Coolness war so umfassend, dass sie offenbar nicht nur seinen Kopf und seine Emotionen, sondern auch alle Körperzellen frisch hielt.

Von der Coolness, wie Cary Grant sie als erster zelebrierte, sind längst sämtliche westlichen Gesellschaften erfasst – und es ist vermutlich kein Zufall, dass der Klimasturz in unserer Kultur zur selben Zeit begann, da die Erdatmosphäre anfang, sich aufzuheizen und die Versorgung der meisten amerikanischen und europäischen Wohnzimmer mit angenehmen Temperaturen gesichert war. Wie heiß es in dieser westlichen Welt einst zugegangen ist, zeigt jeder Blick auf den Anfang des 20. Jahrhunderts, als das Erregungspotenzial der Menschen so hoch war, dass es uns heute ziemlich peinlich ist, mit Zeugnissen von Kriegs- oder Revolutionsbegeisterung konfrontiert zu werden. Man hockte enger aufeinander, das allein schon sorgte für höhere Reibungswärme, und wer so hitzig lebte, der verbrannte offenbar auch schneller.

Es waren die Hitze im Zweiten Weltkrieg und die beiden höllischen Blitze an seinem Ende, welche die Nachkriegsgesellschaft lehrten, die Kühle zu lieben. Es war der Kapitalismus, der die Entfremdung brachte, es war der Wohlstand, der für Distanz sorgte zwischen den Menschen in ihren immer größer werdenden Wohnungen, es waren die Medien, welche die Reibung der großen Massen überflüssig gemacht haben, weil das Volk sich nicht mehr auf den Straßen, sondern vor den Fernsehern versammelte. Es ist kühl geworden in unserer Kultur, und dass das moralisch ein Problem sei, glauben nur Leute, die das Herz mit einem Ofen verwechseln und ihre Gefühle mit einem Fieber. Cool, das war der Name für die Haltung, mit welcher die Schwarzen in den Ghettos der amerikanischen Städte allen Demütigungen zum Trotz ihre Würde wahrten. Cool war es, die eigene

Integrität hinter einem Panzer aus Eis zu bewahren. Cool war der Trompeter Miles Davis, der dem Publikum seine Musik gab und sonst nichts; seine perfekten Anzüge, seine Sonnenbrillen, die geschlossenen Augen, das war die Rüstung, hinter der er sich selbst erhielt. Und uncool war Charlie Parker, der Schöpfer des Bebop, das Genie des Altsaxophons, der Mann, der sich verschwendete und verausgabte und für ein erregendes Solo seine Seele ans Publikum verschleuderte und der, um sich zu erfrischen und ein bißchen abzukühlen, seinem Körper viel zu viel Alkohol und Heroin zumutete. Was aus der Jugend wird, wenn Coolness fehlt, stand im Totenschein von Charlie Parker, der mit 34 Jahren an einem Herzinfarkt starb. Der Arzt, der den Tod feststellte, hielt ihn für Anfang sechzig.

## Altern als Zivilisationskrankheit

Um zu verstehen, warum wir so langsam und so anders altern, müssen wir uns mit der Frage beschäftigen, warum wir überhaupt altern. „Warum altern wir?“ fragt der amerikanische Evolutionsbiologe Shane Greenup, und seine erste Antwort ist die: „Die Menschen haben sich das Altern und die Unvermeidlichkeit des Todes in der Vergangenheit damit erklärt, dass es ‚nur natürlich‘ sei; dass es der ‚Spezies nütze‘ oder dass der ‚Weg freigemacht‘ werden müsse für die nächste Generation. Wenn man sich die Tatsachen ein bißchen genauer ansieht, wird schnell klar, dass solche Erklärungen schlicht falsch sind. In einer natürlichen Umgebung sterben die Organismen, weil sie gefressen werden, sie sterben an Unfällen, Hunger, Krankheit und Ähnlichem, lange bevor das Alter eine Rolle spielt. Altern, als generelles Prinzip, ist ohne Bedeutung in der Natur.“ Wir altern also, erstens, weil wir nicht gefressen werden, weil wir genug zu essen haben, um zu überleben, weil kein Krieg und keine Seuche uns dahinrafft. Dass unsere Körper, zweitens, dabei verschleißten, liegt daran, dass wir sie eben gebrauchen. Alle Biologen sind sich einig darüber, dass das, was wir unter Altern verstehen, ein Nebeneffekt des Stoffwechsels ist. Mediziner und Biologen könnten jetzt ausführlich sprechen über freie Radikale, Telomere und die Frage, wann Zellen sich nicht mehr reproduzieren. Und Biologen könnten ebenfalls ausführlich referieren, mit welchen Experimenten sie in den vergangenen

siebzig Jahren oft erfolgreich versucht haben, das Leben von Mäusen, Ratten, Rhesusaffen zu verlängern.

Der Versuch, Jugend und Leben zu verlängern, ist bei uns Menschen gelungen, jedenfalls bei den Bewohnern des Westens – und insofern genügt es vielleicht, die Ergebnisse zu referieren. Es kann, *erstens*, als absolut sicher gelten, dass jene Bewohner des Westens, die nach dem Zweiten Weltkrieg und der unmittelbaren Nachkriegszeit geboren wurden, ihr ganzes Leben lang mit Nähr- und Mineralstoffen und Vitaminen so gut versorgt worden, wie es vorangegangene Generationen sich nicht einmal vorstellen konnten. Und diese Nährstoffe sind es, welche den Alterungsprozess der Zellen zwar nicht stoppen, aber doch gewaltig hemmen können. Man könnte es auch so herum formulieren: Das frühe Altern unserer Vorfahren war die Anomalie – eine Mangelercheinung, welche durch unausgewogene Ernährung, unzureichende Versorgung mit Vitaminen und zu harte körperliche Arbeit hervorgerufen wurden. Erst jetzt können unsere Körper ihr ganzes Potenzial ausschöpfen.

Und *zweitens* hilft noch einmal der Verweis auf den ewig kränkelnden Friedrich Schiller, wenn wir verstehen wollen, welcher Jungbrunnen unsere Arztpraxen und Apotheken sind. Wer, vor zweihundert Jahren, an seinen Krankheiten nicht starb, der ging zumindest erschöpft und beschädigt daraus hervor; schon eine Grippe bedeutete enormen Verschleiß; von schwereren Krankheiten erholte sich mancher sein ganzes Leben nicht mehr – und auch wenn wir heute an Zivilisationskrankheiten heftig zu leiden glauben, sollten wir uns doch bewusst machen, dass die Neurodermitis des einen und die Rückenschmerzen des anderen uns nicht halb so heftig altern lassen, wie das schon eine simple Grippe bei unseren Vorfahren bewirkte.

Das Altern selbst ist ja eine Zivilisationserscheinung. Im Naturzustand starb der homo sapiens, bevor er die Chance zu altern hatte. Dass aber schon die Cro-Magnon-Menschen vor 50 000 Jahren ein Alter von sechzig erreichen konnten, was nichts anderes hieß, als dass sie das Ende ihrer Fruchtbarkeit überlebten, was bei anderen Tieren die Ausnahme ist – das lag daran, dass in der komplexer gewordenen menschlichen Gesellschaft das Alter

eine der wertvollsten Ressourcen war. Der alte Mensch ersetzte in einer Kultur, die weder die Schrift noch andere Speichermedien kannte, ganze Bibliotheken und Archive. Die Jungen zogen los, jagten Tiere und sammelten Nahrung. Die Alten, die zu schwach waren für die Jagd, sammelten Wissen, bewahrten es auf und gaben es rechtzeitig weiter. Wenn wir heute hören, eine Überschwemmung sei die schlimmste seit fünfzig Jahren gewesen, packt uns vielleicht ein gewisser Schauer. In einer schriftlosen Gesellschaft war das Wissen der Alten, die vor fünfzig Jahren die Überschwemmung überstanden hatten, überlebenswichtig. Insofern ergibt nicht nur die verlängerte Lebensspanne einen evolutionären Sinn. Auch die Vergreisung, der Verfall der Körper hatte produktive Wirkungen: Wären die Menschen im Alter stark, schnell und potent geblieben, hätten sie sich ja weiterhin mit dem Jagen, Sammeln und der Fortpflanzung beschäftigt. Nur ihre Schwäche lieferte ihnen die Entschuldigung dafür, dass sie müßig herumsaßen, einander von den alten Zeiten erzählten, die neuen Zeiten kommentierten und so das Wissen ihres Clans oder Stammes immer wieder auf den neuesten Stand brachten.

Dass wir noch immer Geschöpfe der Cro-Magnon-Zeit sind, offenbart sich in jeder Umfrage, in welcher es darum geht, wie alt die Menschen sich fühlen. Seit Jahren erklärt eine große Mehrheit der Befragten, sie fühlten sich fünf bis fünfzehn Jahre jünger, als es ihrem wahren Alter angemessen sei. Sie haben noch die alten Lebensbaupläne im Kopf. Ein jeder hält sich selber für die Ausnahme einer Regel, die aus der Zeit der Steinwerkzeuge und Höhlenmalereien kommt. Und womöglich geht die Zeit des Cro-Magnon-Menschen erst jetzt, mit uns, zu Ende. Es ist nicht nur die Tatsache, dass unsere Archive und Bibliotheken so gut gefüllt sind; dass wir also über die Vergangenheit eher zu viel als zu wenig wissen, was die Cro-Magnon-Variante des Alterns so obsolet gemacht hat. Es ist auch der ungeheure Luxus, der darin besteht, dass keiner, der sich dem Sammeln und der Weitergabe von Wissen widmen will, sich dafür erst mit Gebrechlichkeit rechtfertigen muss. Und unsere kompliziertesten Probleme sind vor allem deshalb so kompliziert, weil sie neu und unerwartet sind und mit den Methoden von vor fünfzig Jahren nicht gelöst werden können. Es wäre also

unvernünftig, wenn der Mensch seine lange und immer länger werdende Lebensspanne noch genau so gliederte wie sein Urahn, der, müde geworden vom Kampf gegen die Neandertaler, von der Jagd auf Bisons und dem Zeugen vieler Kinder, sich bald nach dem fünfundvierzigsten Geburtstag in seine Höhle verkroch, sich am Lagerfeuer wärmte und nach einem schönen Stück gebratenen Büffels seinen Kindern und Enkeln die Welt erklärte. Es ist vernünftig, dass wir, geistig und körperlich, mindestens zwanzig Jahre jünger sind als er. Das Alter war eine Erfindung der Cro-Magnon-Zeit, und womöglich hat sie sich längst überholt.

## Was zu tun ist

In der Grafik, die man früher die *Alterspyramide* nannte, weil es mehr Kleinkinder als Teenager gab, mehr Teenager als Erwachsene, mehr Erwachsene als Greise, in dieser Grafik hatten im Jahr 2000 die Jahrgänge 1955 bis 1970 die dicksten Balken. Im Jahr 2000 waren die 30- bis 45-Jährigen in Deutschland die größte Gruppe der Bevölkerung – ein Zustand, der schon einen Hauch von Vergreisung spüren ließ, weil die 15- bis 25-Jährigen, jene Gruppe also, die man gewöhnlich die Jugend nennt, in der Minderheit war.

Im Jahr 2025 wird die Grafik eher einem Baum gleichen, mit breitem Stamm zwar, aber einer noch breiteren Krone. Die 55- bis 70-Jährigen werden die Mehrheit sein, die 15- bis 25-Jährigen eine noch kleinere Minderheit, und im Jahr 2050 wird es mehr Frauen in ihren achtziger als Frauen in ihren dreißiger Jahren geben.

Solche Prognosen unterscheiden sich von den Vorhersagen der Klima- oder Wirtschaftsforscher vor allem dadurch, dass all die heute noch unbekannteren oder übersehenen Faktoren, welche das ganze Zukunftsbild stören könnten, in den Rechnungen der Demografen kaum denkbar sind. Wenn nicht ein großer Krieg oder eine Seuche die Population der Europäer drastisch reduziert, dann wird es genau so kommen. Denn die 20-Jährigen, die im Jahr 2025 fehlen werden, müssten jetzt schon auf der Welt sein. Und die 80-Jährigen, von denen es im Jahr 2050 so viele geben wird, sind seit 1970 unter uns.

All das ist richtig, logisch und plausibel – und wenn jetzt der Moment gekommen ist, an dem ich einen Einspruch formulieren möchte, dann liegt das nicht daran, dass es in diesem Modell einen Denkfehler gäbe. Es liegt daran, dass bei der Recherche etwas übersehen oder zumindest nicht ernst genug genommen worden ist. Die apokalyptische Vision von der vergreisenden Gesellschaft setzt, mehr oder weniger selbstverständlich, voraus, dass wir noch immer nach den Kalendern aus der Cro-Magnon-Zeit leben, dass unsere Biografie-Baupläne dieselben wie in den vergangenen Jahrhunderten sind, kurz: dass es die Revolution der Lebensläufe nicht gegeben hat.

Dabei wäre schon die deutsche Bevölkerungsstatistik des Jahres 2000, wenn man sie mit dem Personal des Jahres 1900 besetzte, ein einziger Schrecken: die meisten Menschen über dreißig, die wenigsten unter zwanzig, kaum Kinder und Teenager – vor hundert Jahren wäre eine solche Gesellschaft nur als müde und verbrauchte, traurige und unbewegliche Versammlung älterer Menschen denkbar gewesen. Auch im Jahr 2025 werden die Jahrgänge 1955 bis 1970 die Mehrheit stellen; sie werden dann fünfundfünfzig bis siebenzig Jahre alt sein – und nach all dem, was uns bis jetzt über diese Menschen bekannt ist, wissen wir auch, dass mit Überraschungen noch zu rechnen ist. Wer heute zum Beispiel fünfundvierzig ist, hat sich vor zwanzig Jahren bestimmt nicht vorstellen können, dass er sich heute so jung fühlen würde. Und gleichzeitig ist da immer die Furcht, dass es demnächst vorbei sein könnte mit dem schönen Leben. Wer vor zwanzig Jahren zwanzig war, formte das Bild seiner Zukunft nach dem Modell der 40-Jährigen, die er damals kannte, und wundert sich heute, dass er noch immer nicht so alt geworden ist. Wer in zwanzig Jahren sechzig sein wird, orientiert sich am Modell der 60-Jährigen, die er jetzt kennt. Ob er dann tatsächlich so alt sein wird, das wissen wir in zwanzig Jahren. Fast alles spricht dagegen.

Prognosen auf die Zukunft der vergreisenden Gesellschaft sind unsicher; wir wissen nicht, wie schnell oder langsam wir vergreisen werden, aber wenn wir hoffen, dass es langsam und ganz anders gehen werde, dann haben wir dafür jedenfalls gute Gründe. Und so werden, während das Durchschnittsalter

der westlichen Gesellschaften stetig steigt, jene aber, die dieses Durchschnittsalter haben, immer jünger. Zu behaupten, das eine hänge mit dem anderen zusammen; zu glauben, unsere Verjüngung wäre die Abwehrreaktion auf unsere Vergreisung – das allerdings wäre Metaphysik und funktionierte nur unter der Bedingung, dass wir uns einen Gott oder Weltgeist denken, der nichts anderes zu tun hat, als an den Rädchen unserer Lebensuhren zu drehen.

## Schlussfolgerungen

Was daraus folgt, ist eigentlich klar: Der Graben zwischen den Lebensbauplänen der Cro-Magnon-Menschen und der Lebenswirklichkeit heute muss ganz dringend zugeschüttet werden. Wie schwierig das ist, das zeigt, hier zum letzten Mal, ein Blick in meinen eigenen Kopf: Da finde ich das Bild des 50-jährigen Mannes, und dieser Mann ist erfahren, gesetzt, ruhig und vielleicht sogar ein wenig bedächtig; er weiß, dass weit mehr als die Hälfte des Lebens hinter ihm liegt. Und alles, was einmal seine Jugend war, ist seit unendlich langer Zeit vorbei. Kurzum: Dieser Mann hat nichts mit dem Mann zu tun, der ich, der 46-Jährige, in vier Jahren vermutlich sein werde.

Diese Bilder, das ist das Entscheidende, sind nicht einfach Klischees, welche man ohne großen Aufwand ins Reich der Irrelevanz verbannen könnte. Nein, die Fahrpläne des Cro-Magnon-Menschen bestimmen das Handeln der Institutionen und die Entscheidungen der Personalchefs – sie begegnen uns im Werbefernsehen und in den Bilanzen der Rentenversicherer – beherrschen immer noch die Köpfe all jener, die in unserer Gesellschaft die Uhren stellen und die Baupläne fürs Leben entwerfen. Das Schlimme dabei ist, dass diese Bilder so dominant in den eigenen Köpfen sind, dass sie selbst von unseren Spiegelbildern nicht zerstört werden können. Ich schaue in den Spiegel und sehe einen 40-Jährigen, der unendlich viel jünger ist als das Klischeebild vom 40-Jährigen. Aber wenn ich mein Leben mit fünfundsechzig plane, dann plane ich es gemäß der Cro-Magnon-Bilder im Kopf. Ich sehe etwa den 51-jährigen Personalchef, der einen 49-Jährigen nicht mehr einstellt, weil er glaubt, sein eigenes jugendliches Selbstgefühl sei die Ausnahme.

Wir müssen die Steinzeitbilder in unseren Köpfen zerstören. Für den Einzelnen ist das eine seelische, für die Gesellschaft aber auch eine ökonomische Notwendigkeit. Wir fürchten uns vor dem Altern und der Vergreisung – und zugleich verschmähen wir ungeheure Ressourcen an Jugendlichkeit, indem wir so tun, als hätten die 40-, 50-, 60-Jährigen noch die Lebensrhythmen der Steinzeit.

Es ist nicht leicht, weil wir uns mittendrin befinden in dem Verjüngungsprozess, und wie bei jedem Prozess ist auch hier der Ausgang offen. Die Konsequenzen sind gleichermaßen großartig wie banal. Denn das, was wir, wenn wir morgens in der U-Bahn sitzen oder abends noch ein Bier aufmachen, zu Recht als unser absolut unspektakuläres Leben empfinden, das ist zugleich etwas, für das es in der ganzen Weltgeschichte keine Präzedenzfälle gibt. Es ist ja, einerseits, keine besondere Leistung, man braucht weder Mut noch Originalität dafür, fünfunddreißig oder fünfundvierzig Jahre jung zu sein und auch heute Morgen wieder nicht erwachsen zu werden. Andererseits bewegt sich jeder von uns auf absolut unbekanntem Terrain. Er ist ein Pionier der Lebensläufe, er tastet sich langsam und vielleicht ein bisschen unsicher vorwärts, er arbeitet, ob er das will oder nicht, an einem neuen Biografie-Modell, an einer neuen Definition dessen, was es in Zukunft heißen wird, dreißig, vierzig oder fünfzig Jahre alt oder jung zu sein. Und dabei ist nur eines ganz sicher: Bloß weil wir zur Jugend geradezu verdammt sind, erübrigt sich noch lange nicht die Notwendigkeit, erwachsen zu werden.

Andreas Kruse · Eric Schmitt

## Zur Veränderung des Altersbildes in Deutschland

Bis zum Jahr 2050 wird nach Prognosen des Statistischen Bundesamtes mit einem Rückgang der Gesamtbevölkerung Deutschlands um etwa neun Prozent gerechnet.<sup>1</sup> Dabei wird für die Anzahl der Personen im Erwerbsalter (20 bis 64 Jahre) ein Rückgang um 20 Prozent, für die Anzahl der über 65-Jährigen eine Zunahme um 54 Prozent und für die über 80-Jährigen eine Zunahme um 174 Prozent erwartet. Im Jahre 2050 würde demnach der Bevölkerungsanteil der über 65-Jährigen bei 29,6, der Bevölkerungsanteil der über 80-Jährigen bei 12 Prozent liegen. Der demografische Wandel ist auch mit einer Alterung des Erwerbspersonenpotenzials verbunden. Bis zum Jahre 2020 wird die Anzahl der 55- bis 64-Jährigen um fünf Millionen von heute 20 Prozent auf 34 Prozent des Gesamterwerbspersonenpotenzials steigen.

### Andreas Kruse

Dr. phil., geb. 1955; Professor am Institut für Gerontologie der Universität Heidelberg, Bergheimer Straße 20, 69115 Heidelberg. andreas.kruse@urz.uni-heidelberg.de

### Eric Schmitt

Priv.-Doz. Dr. phil., geb. 1964; Institut für Gerontologie der Universität Heidelberg, Bergheimer Straße 20, 69115 Heidelberg. eric.schmitt@urz.uni-heidelberg.de

Aus der skizzierten Entwicklung ergeben sich drei grundlegende Herausforderungen für unsere Gesellschaft: *Erstens* stellt sich die Aufgabe einer solidarischen und gerechten Verteilung der Lasten des demografischen

<sup>1</sup> Diese mittlere Variante der 10. koordinierten Bevölkerungsvorausberechnung geht davon aus, dass die durchschnittliche Geburtenziffer pro Frau bis 2050 bei 1,4 konstant bleiben wird, mittelfristig per saldo jährlich 200 000 Menschen nach Deutschland kommen (Nettozuwanderung). Angenommen wird ferner, dass die durchschnittliche Lebenserwartung Neugeborener im Jahr 2050 bei 81 Jahren für Jungen und 87 Jahren für Mädchen liegen wird.

Wandels auf die Generationen. *Zweitens* ergibt sich die Aufgabe, die Rahmenbedingungen für eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu verbessern und damit zu einer kinderfreundlicheren Gesellschaft beizutragen. *Drittens* muss die Gesellschaft realisieren, dass sie bereits heute nicht mehr auf die Potenziale älterer Menschen verzichten kann – das Humanvermögen des Alters ist in gleicher Weise für die Arbeitswelt wie auch für unsere Kultur unverzichtbar.

## Potenziale des Alters

Im öffentlichen Diskurs über die Folgen des demografischen Wandels wird zunehmend thematisiert, dass es sich eine alternde Gesellschaft auf Dauer nicht leisten kann, auf die gezielte Nutzung von Potenzialen des Alters zu verzichten.<sup>12</sup> Als Potenziale des Alters für unsere Gesellschaft werden dabei primär die im Durchschnitt vergleichsweise hohen materiellen Ressourcen älterer Menschen gewertet, die einen bedeutenden Impuls für die Wirtschaft darstellen.<sup>13</sup> Diese Aussage lässt sich anhand von zwei statistischen Daten belegen: Im Jahre 2003 betragen in der Bundesrepublik Deutschland die Ausgaben der Haushalte von Menschen im Alter von 60 Jahren und älter mit *308 Milliarden Euro* fast ein Drittel der Gesamtausgaben für den privaten Verbrauch in Höhe von *987 Milliarden Euro*; in diesem Jahr bildete die Konsumquote der Haushalte mit Bezugspersonen im Alter von 65 bis unter 75 Jahre mit rund *84 Prozent* die höchste aller Altersgruppen (im Durchschnitt gaben die privaten Haushalte etwa 75 Prozent ihres verfügbaren Einkommens für den Konsum aus).<sup>14</sup>

<sup>12</sup> Vgl. Bundesregierung, Fortschrittsbericht 2004 für die Bundesrepublik Deutschland. Bundespresseamt, Berlin 2004; Kommission, Fünfter Altenbericht der Bundesregierung: „Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft“. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin 2005.

<sup>13</sup> Vgl. Axel Börsch-Supan/Matthias Sommer, Demografie und Kapitalmärkte. Die Auswirkungen der Bevölkerungsalterung auf Aktien-, Renten- und Immobilienvermögen. Deutsches Institut für Altersvorsorge, Köln 2003; Winfried Schmähl, Einkommenslage und Einkommensverwendungspotenzial Älterer in Deutschland, in: Zeitschrift für Wirtschaftspolitik, (2005) 85, S. 156–165.

<sup>14</sup> Vgl. Deutsches Institut für Wirtschaft, Mit der steigenden Wirtschaftskraft Älterer rechnen – Erste Ergebnisse der DIW-Studie zu den Auswirkungen des demografischen Wandels auf den Konsum. Presse-

mitteilung des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend vom 13. August 2005, Berlin 2005.

Doch beschränken sich die Potenziale des Alters für die Gesellschaft keinesfalls allein auf die materiellen Ressourcen und deren Impuls für die Wirtschaft. Genauso wichtig sind die Potenziale des Alters für die Arbeitswelt wie auch für die Zivilgesellschaft.<sup>15</sup> In der Arbeitswelt wird die Frage, wie das Humanvermögen älterer Menschen produktiv genutzt werden kann, vielfach ausgeblendet; bis heute werten nur wenige Unternehmen die Beschäftigung älterer Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer wie auch deren Qualifizierung als eine wichtige, zukunftsorientierte Unternehmensstrategie. Dies spiegelt sich in der Entwicklung der Erwerbsquote in den vergangenen Jahrzehnten wider: Im Jahre 2004 waren in der Bundesrepublik Deutschland nur 41,4 Prozent aller Personen im Alter zwischen 55 und 64 Jahren beschäftigt;<sup>16</sup> zwischen 1970 und 2000 ist in Deutschland die Erwerbsquote der 55- bis 64-Jährigen um 9 Prozent von 51,9 auf 42,9 zurückgegangen.<sup>17</sup> Eine Neuorientierung der Unternehmen im Hinblick auf die realistische Einschätzung der Potenziale älterer Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer sowie der berufsbegleitenden Qualifizierung als Voraussetzung für die Entwicklung und Umsetzung dieser Potenziale ist auch angesichts der Tatsache notwendig, dass in Deutschland bis zum Jahre 2020 das Erwerbspersonenpotenzial der über 50-Jährigen um fast fünf Millionen Menschen und ihr Anteil am Erwerbspersonenpotenzial insgesamt von 22 auf 34 Prozent steigen wird.<sup>18</sup>

Doch ist auch in unserer Gesellschaft vielfach das Argument zu hören, dass die veränderte Altersstruktur – unter sonst gleich bleibenden Rahmenbedingungen – nicht nur zu steigenden Lohnnebenkosten, sondern auch zu einer verringerten Innovationsfähigkeit führe, welche die Absatzchancen auf einem

mitteilung des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend vom 13. August 2005, Berlin 2005.

<sup>15</sup> Vgl. Europäische Kommission, Mehr und bessere Arbeitsplätze für alle. Die europäische Beschäftigungsstrategie. Europäische Kommission, Luxemburg 2004 und dies., Beschäftigung in Europa 2003, Luxemburg 2003.

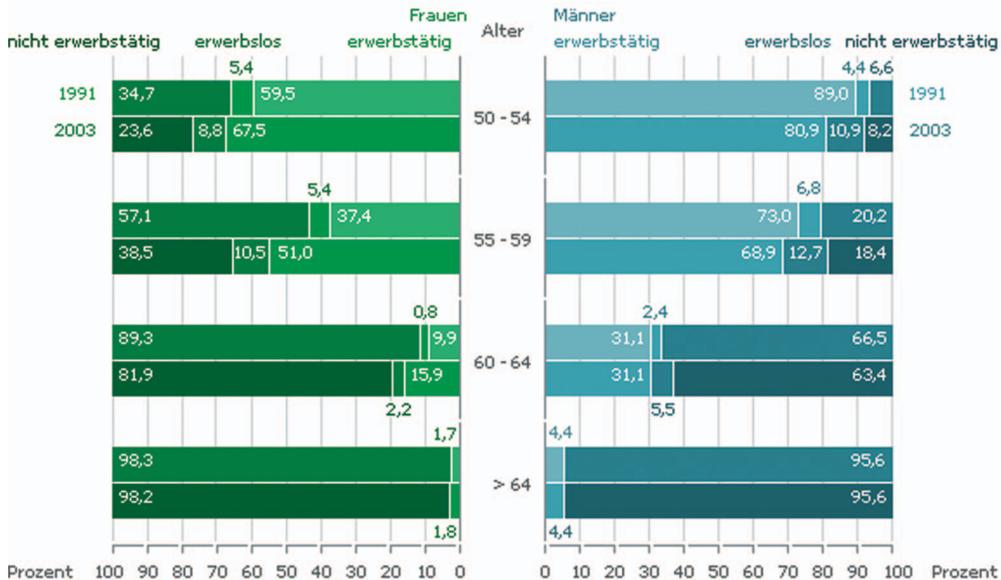
<sup>16</sup> Vgl. Gerhard Bosch/Sebastian Schief, Ältere Beschäftigte in Europa: Neue Formen sozialer Ungleichheit, in: WSI-Mitteilungen, (2005) 58, S. 32–39.

<sup>17</sup> Vgl. Europäische Kommission (Anm. 5).

<sup>18</sup> Vgl. Prognos AG, Prognos Deutschland Report 2002–2020, Basel 2002.

## Erwerbsbeteiligung von Frauen und Männern ab 50 Jahren

In Prozent der jeweiligen Altersgruppe, Deutschland 1991 und 2003



Quelle: Statistisches Bundesamt  
Stand: 11.2004

bpb © 2005 Bundeszentrale  
für politische Bildung

Grafik von der Redaktion eingefügt.

globalisierten Markt gefährden und langfristig den Verlust der Konkurrenzfähigkeit des Wirtschaftsstandorts Deutschland zur Folge haben könne. Dabei wird nicht berücksichtigt, dass das höhere Lebensalter Innovationsfähigkeit und Kreativität nicht ausschließt, sondern dass diese – im Falle günstiger Entwicklungsbedingungen im Lebenslauf – bis in das hohe Lebensalter erhalten bleiben.<sup>9</sup> Zu diesen günstigen Entwicklungsbedingungen gehört auch eine Unternehmensstrategie, die auf Entwicklung und Erhaltung der Innovationsfähigkeit und Kreativität der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer durch berufs begleitende Weiterbildung zielt.<sup>10</sup>

<sup>9</sup> Vgl. Dean K. Simonton, Career paths and creative lives: A theoretical perspective on late life potential, in: Carolyn E. Adams-Price (Hrsg.), Creativity and successful aging. Theoretical and empirical approaches, New York 1998, S. 3–20.

<sup>10</sup> Vgl. Volker Volkholz/Udo Kiel/Sascha Wingen, Strukturwandel des Arbeitskräfteangebots, in: Peter Brödner/Matthias Knuth (Hrsg.), Nachhaltige Arbeitsgestaltung: Trendreports zur Entwicklung und Nutzung von Humanressourcen, München 2002, S. 241–302.

## Leben wir in einer altenfeindlichen Gesellschaft?

In unserem Verhalten gegenüber anderen Menschen orientieren wir uns nicht nur an unserer Kenntnis von deren individuellen Eigenschaften, Stärken und Schwächen; aus der (mutmaßlichen) Zugehörigkeit eines Menschen zu spezifischen sozialen Kategorien oder Gruppen schließen wir auch auf das Vorhandensein charakteristischer Attribute und Kompetenzen, die unsere Deutung des Verhaltens anderer Menschen und unser Verhalten diesen gegenüber nachhaltig beeinflussen können.<sup>11</sup> Vorurteile und Diskriminierungen gegenüber älteren Menschen bildeten von Beginn an den zentralen Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung von Altersbildern. Bis heute einflussreich geblieben ist

<sup>11</sup> Vgl. Henri Tajfel, Human groups and social categories, Cambridge 1981; Mark Snyder, On the self-perpetuating nature of social stereotypes, in: David L. Hamilton (Ed.), Cognitive processes in stereotyping and intergroup behavior, Hillsdale, NJ 1981, S. 183–211.

die von Robert Butler im Jahre 1969 formulierte These eines für westliche Gesellschaften charakteristischen *Ageism*. Die mit diesem Begriff bezeichnete Altenfeindlichkeit umfasst drei Aspekte, die der Annahme Butlers zufolge eng miteinander zusammenhängen:

- Vorurteile gegenüber älteren Menschen, dem Alter und dem Alternsprozess;
- soziale Diskriminierungen älterer Menschen *und*
- institutionelle und politische Praktiken, die stereotype Überzeugungen (oft ohne dies zu beabsichtigen) bestätigen und aufrechterhalten.<sup>12</sup>

Folgt man der Sichtweise Butlers, dann ist politisches Handeln in westlichen Gesellschaften nicht nur durch negative Altersbilder beeinflusst, sondern trägt darüber hinaus auch zur Aufrechterhaltung stereotyper Überzeugungen bei. Diese Hypothese wird unseres Erachtens durch die gegenwärtige politische Diskussion widerlegt: Diese orientiert sich zunehmend an einer differenzierten Sichtweise von Alter und Altern.

Die Sachverständigenkommission des Fünften Altenberichts der Bundesregierung, der unter der Überschrift „Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft“ steht,<sup>13</sup> geht im Einleitungskapitel des Berichts von fünf *Leitbildern* im Hinblick auf die Entwicklung, die Aufrechterhaltung und die gesellschaftliche Nutzung von Potenzialen im Alter aus. *Das erste Leitbild* lässt sich umschreiben mit *Alter als Motor für Innovation*.<sup>14</sup> Die Kommission hebt hervor, dass sich die Innovationsfähigkeit der deutschen Wirtschaft nur dann erhalten lässt, wenn es gelingt, das Beschäftigungspotenzial älterer Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer besser auszuschöpfen. Die Wachstumschancen der deutschen Wirtschaft werden in Zukunft stark davon abhängen, inwieweit es gelingt, bei der Entwicklung und dem Angebot von Produkten und Dienstleistungen die Interessen und Bedürfnisse älterer Menschen gezielt anzusprechen. – *Das zweite Leitbild* lässt sich

<sup>12</sup> Vgl. Robert Butler, *Ageism: Another form of bigotry*, in: *Gerontologist*, (1969) 9, S. 243–246.

<sup>13</sup> Vgl. Kommission (Anm. 2).

<sup>14</sup> Vgl. Gerhard Naegele, *Wirtschaftliche Auswirkungen und Herausforderungen*, in: Stefan Pohlmann (Hrsg.), *Der demografische Imperativ*, Hannover 2003, S. 57–64.

umschreiben mit *Recht auf lebenslanges Lernen und Pflicht zum lebenslangen Lernen*.<sup>15</sup>

Das geforderte Recht auf lebenslanges Lernen wird sofort Konsens in unserer Gesellschaft finden, die Pflicht hingegen weniger. Die Pflicht zum lebenslangen Lernen ergibt sich aus der Tatsache des sozialen, kulturellen und technischen Fortschritts, an dem ältere Menschen – im Hinblick auf die Erhaltung von Selbstständigkeit und Selbstverantwortung wie im Hinblick auf erhaltene soziale Teilhabe – in gleichem Maße partizipieren sollten wie jüngere Menschen. Dies erfordert Bildungsinteressen und Bildungsaktivitäten auf Seiten der älteren Menschen sowie entsprechende Angebote der verschiedenen Einrichtungen der Erwachsenenbildung. – *Das dritte Leitbild* lässt sich umschreiben mit *Prävention in allen Phasen des Lebenslaufs*, wobei der Präventionsbegriff nicht nur medizinisch, sondern auch soziologisch und psychologisch verstanden wird.<sup>16</sup> Es geht zum einen um die Vermeidung von Krankheiten und funktionellen Einschränkungen, zum anderen um die Verringerung bestehender sozialer Ungleichheiten hinsichtlich materieller Ressourcen, Bildungsressourcen, gesundheitlicher Versorgung, Wohnsituation etc. Eine zentrale Komponente der Prävention ist die Vermittlung von *Kompetenzen*, die für die selbstständige und selbstverantwortliche Lebensführung wie auch für die soziale Integration und Kommunikation im Alter bedeutsam sind. Im Hinblick auf dieses Leitbild – wie auch das Leitbild des lebenslangen Lernens – sind empirische Befunde von Bedeutung, die auf die neuronale Plastizität (die Anpassungsfähigkeit der Nervenzellen) und damit auf die Lern- und Veränderungskapazität des Menschen *über den gesamten Lebenslauf* hindeuten. Aus diesem Grunde sind Generationen übergreifende Bildungsangebote wichtig, die ausdrücklich auch die Bildungsinteressen älterer Menschen ansprechen. – *Das vierte Leit-*

<sup>15</sup> Ursula M. Staudinger, *Die Zukunft des Alterns und das Bildungssystem*, in: S. Pohlmann (Hrsg.), (Anm. 14), S. S 65–81; Alan Walker, *The principles and potential of active ageing*, in: Stefan Pohlmann (Hrsg.), *Facing an ageing world – recommendations and perspectives*, Regensburg 2002, S. 113–118.

<sup>16</sup> Vgl. Andreas Kruse, *Selbstständigkeit, Selbstverantwortung, bewusst angenommene Abhängigkeit und Mitverantwortung als Kategorien einer Ethik des Alters*, in: *Zeitschrift für Gerontologie & Geriatrie*, (2005) 38, S. 273–286.

*bild* betont die *Nachhaltigkeit und Generationensolidarität*.<sup>17</sup> Die Förderung der Lebensbedingungen älterer Menschen darf die Entwicklungschancen nachfolgender Generationen nicht beeinträchtigen. Aus diesem Grunde werden Fragen des Alters grundsätzlich in Generationen übergreifenden Kontexten behandelt. Dabei spielt auch die Frage, inwieweit die mittlere und junge Generation von den Potenzialen des Alters profitieren kann (zum Beispiel durch Beteiligung älterer Menschen an Erziehung und Bildung), eine wichtige Rolle. – Aus dem Leitbild der Generationengerechtigkeit geht jenes des *mitverantwortlichen Lebens* älterer Menschen hervor, das *fünfte Leitbild* der Kommission.<sup>18</sup> Ältere Menschen verfügen über kognitive, lebenspraktische, sozialkommunikative Kompetenzen, die sie befähigen, innerhalb unserer Gesellschaft ein mitverantwortliches Leben zu führen – zum Beispiel im Sinne des Engagements in Kommunen, Vereinen, in der Nachbarschaft.<sup>19</sup> Damit die Kompetenzen für mitverantwortliches Handeln genutzt werden, ist es notwendig, dass unsere Gesellschaft ältere Menschen in viel stärkerem Maße als mitverantwortlich handelnde Staatsbürgerinnen und Staatsbürger anspricht. Dabei ist zu bedenken, dass – wie bereits die altgriechische Philosophie des Aristoteles sehr klar beschreibt – der Mensch im Kern ein *zoon politikon*, das heißt, ein politisch denkendes und handelndes Wesen ist. In der Sprache der von Hannah Arendt 1960 verfassten Schrift „Vita activa oder vom tätigen Leben“<sup>20</sup> lässt sich dieser Sachverhalt wie folgt ausdrücken: Es geht darum, dass wir das Alter in die Mitte der Gesellschaft (polis) holen und nicht an den Rand der Gesellschaft drängen.<sup>21</sup>

<sup>17</sup> Vgl. Andreas Hoff, Intergenerationale Familienbeziehungen im Wandel, in: Clemens Tesch-Römer/Heribert Engstler/Susanne Wurm (Hrsg.), Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte, Wiesbaden 2005 (im Druck).

<sup>18</sup> Vgl. Andreas Kruse, Gesund altern. Stand der Präventionsforschung und Entwicklung ergänzender Präventionsstrategien, Baden-Baden 2002.

<sup>19</sup> Vgl. Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“, Bürgerschaftliches Engagement – auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft. Endbericht, Opladen 2002.

<sup>20</sup> Vgl. Hanna Arendt, Vita activa oder vom tätigen Leben, Stuttgart 1960.

<sup>21</sup> Vgl. Andreas Kruse/Ursula Lehr/Eric Schmitt, Ressourcen des Alters erkennen und nutzen – Zur Produktivität älterer Menschen, in: Gerd Jüttemann

In unseren eigenen Arbeiten gehen wir davon aus, dass Altersbilder nicht einfach positive oder negative Bewertungen älterer Menschen sein können. Auch wäre die Annahme zu einfach, in den Altersbildern jüngerer Menschen spiegele sich vor allem die Tendenz zur Abwertung von Mitgliedern sozialer Gruppen, denen man selbst nicht angehört, wider.

Die im Alternsprozess auftretenden biologisch-physiologischen, psychologischen und sozialen Veränderungen können in sehr unterschiedliche Richtungen weisen. Persönlichkeitsentwicklung ist über die gesamte Lebensspanne sowohl mit Gewinnen und Chancen als auch mit Verlusten und Risiken verbunden, wobei in allen Lebensaltern große Unterschiede in den individuellen Alternsprozessen beobachtbar sind. Aus diesem Grunde lassen sich unsere Vorstellungen von Alter und Altern nicht auf einige wenige Aussagen reduzieren, hinsichtlich derer wir weitestgehend übereinstimmen. Wir verfügen vielmehr über sehr unterschiedliche Altersbilder, die wir je nach Situation in unserer Wahrnehmung, unseren Urteilen und unserem Verhalten berücksichtigen, zurückstellen oder gänzlich ignorieren. In einer eigenen empirischen Untersuchung, an der 1 275 Menschen im Alter zwischen 45 und 75 Jahren teilgenommen haben, wurden aus der aktuellen wissenschaftlichen und sozialpolitischen Diskussion *vier Altersbilddimensionen* abgeleitet und psychometrische Skalen zur Messung der Ausprägung dieser Dimensionen entwickelt (vgl. Tabelle 1).

Das ermittelte Ausmaß an Zustimmung *versus* Ablehnung für jene Aussagen, welche die ersten beiden Skalen konstituieren, verdeutlicht, dass die differenzierten Altersbilddimensionen weitgehend unabhängig voneinander sind. Einerseits war der überwiegende Anteil der Untersuchungsteilnehmer der Auffassung, im Alter sei die glücklichste Zeit des Lebens *nicht* vorüber, das Alter sei eine sehr schöne Lebensphase, ältere Menschen hätten mehr innere Ruhe als jüngere und würden viel aus ihrem Leben machen. Andererseits war die deutliche Mehrheit der Untersuchungsteilnehmer der Meinung, die meisten älteren Menschen fühlten sich ein-

(Hrsg.), Psychologie als Humanwissenschaft, Göttingen 2004, S. 345–360.

**Tabelle 1: Altersbilddimensionen und Skalen zu deren Erfassung**

Altersstereotyp	Skala zur Erfassung der Ausprägung des Altersstereotyps
Alter ist eine Lebensphase, die nicht nur durch erhaltene Leistungsfähigkeit, sondern auch durch ein Mehr an Erfahrungen, eine Befreiung von Verpflichtungen (im Sinne einer späten Freiheit) und individuelles Wohlbefinden gekennzeichnet ist.	Entwicklungsgewinne und Chancen
Alter ist eine Lebensphase, die – im Sinne eines allgemeinen Defizitmodells – durch Verluste im Bereich der Selbständigkeit, der kognitiven Leistungsfähigkeit, der sozialen Integration und Partizipation sowie durch Gefühle von Einsamkeit und Niedergeschlagenheit gekennzeichnet ist.	Entwicklungsverluste und Risiken
Ältere Menschen sollten nicht mehr am öffentlichen Leben teilnehmen, die von diesen erbrachten beruflichen Leistungen sind für Gegenwart und Zukunft nicht von Bedeutung.	Gesellschaftliche Abwertung älterer Menschen
Bedürfnisse und Ansprüche älterer Menschen sind sowohl für ihre Familienangehörigen wie auch für die Gesellschaft eine nicht mehr zumutbare Belastung.	Gesellschaftliche Anforderungen und Belastungen

Quelle: Eigene Darstellung.

sam, ältere Menschen seien häufig deprimiert, viele hätten den Anschluss an die heutige Zeit verloren, und im hohen Alter hätten viele geistig abgebaut (vgl. Tabelle 2). Für jene Untersuchungsteilnehmerinnen und -teilnehmer, deren Werte für die Skala „Entwicklungsverluste und Risiken“ im oberen Quartil lagen, die also negative Aspekte des Alter(n)s besonders betonten, verteilten sich die Werte für die Skala „Entwicklungsgewinne und Chancen“ nahezu gleichmäßig über alle Quartile. Auch aus der Akzentuierung negativer Aspekte des Alter(n)s kann also nicht auf die fehlende Wahrnehmung positiver Aspekte des Alter(n)s geschlossen werden.<sup>122</sup>

<sup>122</sup> Vgl. Eric Schmitt, Altersbild – Begriff, Befunde und politische Implikationen, in: Andreas Kruse/ Mike Martin (Hrsg.), Enzyklopädie der Gerontologie, Bern 2004, S. 135–148.

In unserer Studie wurde die objektive Lebenssituation durch elf, die subjektive Lebenssituation durch sieben Merkmale abgebildet (vgl. Tabelle 3).

Mit Ausnahme des Merkmals „städtische versus ländliche Region“ fanden sich für alle Merkmale der objektiven Lebenssituation zumindest zu einzelnen der vier Altersstereotype bzw. Altersbilddimensionen bedeutsame Zusammenhänge. Die meisten und in quantitativer Hinsicht bedeutsamsten Zusammenhänge ermittelten wir für die Dimension „Gesellschaftliche Abwertung älterer Menschen“. Berufstätige nahmen die Einstellung der Gesellschaft gegenüber den Leistungen älterer Menschen positiver wahr als Arbeitslose und Vorrühständler, Arbeitslose gaben negativere Urteile ab als Rentner. Für Beamte ermittelten wir geringere Werte als für Arbeiter und Angestellte, für geschiedene Untersuchungsteilnehmer höhere als für ledige und verheiratete Untersuchungsteilnehmer. Untersuchungsteilnehmer mit Ersparnissen, Wohneigentum oder einem höheren Haushaltsnettoeinkommen sahen ältere Menschen tendenziell als in unserer Gesellschaft weniger benachteiligt an. Weitere Zusammenhänge fanden sich zwischen Berufsprestige und der Haushaltsgröße und den Urteilen (je höher das Berufsprestige und je größer der Haushalt, desto günstiger die Urteile der Untersuchungsteilnehmer). Schließlich lagen die Werte auf der Skala „Gesellschaftliche Abwertung älterer Menschen“ für die Untersuchungsteilnehmer aus den westdeutschen Bundesländern im Durchschnitt unter jenen für die Untersuchungsteilnehmer aus den ostdeutschen Bundesländern.

## Differenzierung von Altersbildern im mittleren Erwachsenenalter

Eingangs hatten wir hervorgehoben, dass der demografische Wandel uns zum einen vor die Herausforderung stellt, zu einer differenzierten Einschätzung der Potenziale wie auch der Begrenzungen des Alters zu gelangen. Erst auf dieser Grundlage ist es möglich, den Beitrag des Alters zum Humanvermögen unserer Gesellschaft zu erhöhen. Zum anderen wurde auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu fördern.

**Tabelle 2: Aussagenverteilung für die Skalen „Entwicklungsgewinne und Chancen“ [EC] und „Entwicklungsverluste und Risiken“ [EV]**

	trifft nicht zu	trifft kaum zu	trifft eher zu	trifft voll zu	M (SD)	N
Im Alter ist die glücklichste Zeit des Lebens vorüber. [EC]	533	454	223	61	1.85 (.87)	1 271
Ältere Menschen sind genauso aktiv wie jüngere. [EC]	138	493	473	169	2.53 (.86)	1 273
Das Alter ist eine sehr schöne Lebensphase. [EC]	55	202	546	468	3.12 (.83)	1 271
Ältere Menschen haben mehr innere Ruhe als jüngere. [EC]	76	165	601	426	3.09 (.84)	1 268
Die älteren Menschen von heute machen viel aus ihrem Leben. [EC]	31	217	667	353	3.06 (.74)	1 268
Ältere Menschen sind häufig deprimiert. [EV]	125	469	538	134	2.54 (.81)	1 266
Die meisten älteren Menschen fühlen sich einsam. [EV]	81	268	682	230	2.84 (.79)	1 261
Mit zunehmendem Alter ist der Mensch immer weniger in der Lage, selbständig Entscheidungen zu treffen. [EV]	267	543	379	79	2.21 (.84)	1 268
Im hohen Alter sind viele Menschen geistig abgebaut. [EV]	156	396	529	180	2.58 (.88)	1 261
Ältere Menschen legen zu wenig Wert auf ihr Äußeres. [EV]	405	569	253	42	1.95 (.81)	1 269
Viele ältere Menschen haben den Anschluss an die heutige Zeit verloren. [EV]	118	401	579	170	2.63 (.83)	1 268

M = Mittelwerte; S = Standardabweichung.  
 Quelle: Eigene Darstellung.

**Tabelle 3: Berücksichtigte Merkmale der objektiven und subjektiven Lebenssituation**

Objektive Lebenssituation	Subjektive Lebenssituation
– Städtische vs. ländliche Region	– Leistungseinbußen
– Arbeitslosenquote in der Region	– Potenziale für ein mitverantwortliches Leben
– Alte vs. neue Bundesländer	– Barrieren eines mitverantwortlichen Lebens
– Erwerbstätigkeitsstatus	– Soziale Integration vs. Isolation
– Schulabschluss	– Gesundheitszustand
– Letzte berufliche Position	– körperliche Leistungsfähigkeit
– Haushaltsnettoeinkommen	– finanzielle Situation
– Ersparnisse	
– Wohneigentum	
– Haushaltsstruktur	
– Familienstand	

Quelle: Eigene Darstellung.

Nachfolgend werden wir daher auf ein Projekt eingehen, in dem Frauen in der Lebensmitte für den Wiedereintritt in den Beruf qualifiziert werden. Mit diesem Projekt soll nicht nur die Beschäftigungsfähigkeit in der Lebensmitte erhöht werden. Es zielt auch darauf, Anregungen zur Differenzierung von Altersbildern zu geben – sowohl auf individueller als auch auf kollektiver (gesellschaftlicher) Ebene. Und schließlich kann dieses Projekt das Erreichen des Zieles der besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf fördern. Denn die Weiterqualifizierung von Frauen in der Lebensmitte kann dazu beitragen, dass sich mehr junge Frauen (und Männer) für Kinder entscheiden – stärken doch Projekte dieser Art die Überzeugung, dass sich auch die Gesellschaft dafür verantwortlich fühlt, nach Abschluss der Familienphase den Wiedereintritt in den Beruf zu unterstützen.

In diesem von der Landesstiftung und dem Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg seit 2004 geförderten Projekt werden Frauen, die auf Grund familiärer Verpflichtungen ihre Erwerbstätigkeit für längere Zeit unterbrochen haben, mit dem Ziel des Erwerbs verschiedener Schlüsselkompetenzen geschult, um auf diese Weise die Chancen der Rückkehr in den Beruf zu erhöhen. Zu diesen Schlüsselkompetenzen gehören Strategien der Problemlösung, der Verhandlungsführung und der Bewerbung, sozialkommunikative Fertigkeiten wie Gesprächsführung im Dialog und in der Gruppe, Techniken der Moderation und Präsentation sowie Fertigkeiten zur Bedienung von Computern und zur ge-

zielten Recherche im Internet. Eine bedeutende Komponente des Programms bildet ein mindestens sechswöchiges, fachlich begleitetes Praktikum.

Das Projekt „Coming back 45+“ macht deutlich, wie stark

*erstens* die beruflichen Potenziale von Frauen im mittleren Erwachsenenalter ausgeprägt sind – die hohen kognitiven Potenziale, die differenzierten Erfahrungen und Wissenssysteme, die im früheren Beruf sowie in der Familienphase gewonnen wurden, stellen eine Ressource für die Berufs- und Arbeitswelt dar, auf die unser Land langfristig nicht verzichten kann;

*zweitens* das Interesse dieser Frauen an dem Wiedereintritt in den Beruf ausgeprägt ist – die Möglichkeit, wieder in den Beruf einzutreten, wird von den Frauen als ein sehr bedeutsames Lebensziel gewertet, mit dem sie Sinnerleben, Neuorientierung und soziale Integration verknüpfen;

*drittens* Offenheit und Innovationsfreude dieser Frauen ausgeprägt sind – die Frauen suchen nach Möglichkeiten neuen Engagements, und sie sind in hohem Maße offen für neue Anregungen und neue Herausforderungen;

*viertens* die psychische Belastung dieser Frauen ist, dass sie ihre Potenziale sowie ihre Offenheit und Innovationsfreude nicht in ausreichendem Maße umsetzen können – diese psychische Belastung kann langfristig dazu führen, dass bei den Frauen Unzufriedenheit, wenn nicht sogar psychische Störungen auftreten.

Solche Programme leisten zunächst einen wichtigen Beitrag zur vermehrten Nutzung des Humanvermögens von Frauen im mittleren Erwachsenenalter – eine Notwendigkeit, die angesichts des demografischen Wandels und der daraus erwachsenden Notwendigkeit, in Zukunft vermehrt mit älteren Belegschaften den Wirtschaftsstandort Deutschland zu sichern, zunehmend an Aktualität gewinnt. Sie leisten dadurch zudem einen substantziellen Beitrag zur Förderung von Lebensqualität und Lebenszufriedenheit sowie zur Vermeidung von psychischen Störungen.

Und schließlich können solche Programme dazu dienen, die im Hinblick auf die beruflichen Entwicklungschancen immer noch bestehende, tief greifende Ungleichheit zwischen Frauen und Männern wenigstens in Teilen abzubauen.

Bereits nach Durchführung der ersten Kurse „Coming back 45+“ lässt sich die Feststellung treffen, dass die Teilnehmerinnen *erstens* einen sehr deutlichen Zuwachs an Selbstvertrauen, *zweitens* eine sehr deutliche Zunahme an Bewältigungskompetenz in Stresssituationen sowie *drittens* einen Zuwachs an kognitiven Ressourcen erfahren. Zudem nimmt *viertens* die Orientierung im Hinblick auf Anforderungen, Chancen und Barrieren in der Berufs- und Arbeitswelt erkennbar zu. Diese Ergebnisse – die durch die Aussagen aller Kursteilnehmerinnen gestützt werden – lassen sich in der Hinsicht interpretieren, dass durch die Kurse Grundlagen für eine erfolgreiche Bewerbung deutlich gefestigt und zum Teil erheblich ausgebaut wurden.

Umgekehrt lässt sich aber auch feststellen: Wenn es nicht gelingt, Frauen mit hohen kognitiven und psychischen Ressourcen, mit Offenheit für neue Erfahrungen und mit einer hohen Motivation zum Wiedereintritt in den Beruf tatsächlich in die Berufswelt zu vermitteln, so besteht bei einem nicht kleinen Teil dieser Frauen die Gefahr wachsender Resignation und Unzufriedenheit.

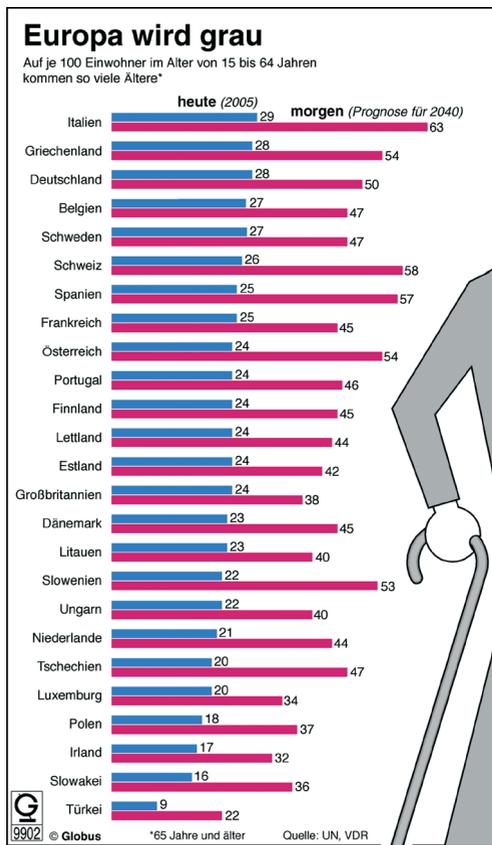
## Schlussfolgerungen

Im Kontext der *Ageism*-These von Robert Butler ist die Auffassung populär geworden, weit verbreitete negative Stereotype über, Vorurteile gegenüber und Diskriminierungen von ältere(n) Menschen würden dazu beitragen, dass das Alter mit nicht zu leugnenden „faktischen“ sozialen Benachteiligungen einhergeht, die auch von den älteren Menschen selbst nicht weiter hinterfragt werden und deren gesellschaftliche Rechtfertigung unabhängig vom Lebensalter zu einer Dominanz negativer Altersbilder beiträgt. Nachdem frühe Untersuchungen bei allen theoretisch-konzeptionellen und methodischen Mängeln diese Auffassung noch teilweise bestätigten, ist die Wahrnehmung des Alters heute sehr viel stärker durch Differenziertheit und Optimismus geprägt. Dabei ist allerdings zu be-

achten, dass sozialstrukturelle Merkmale einen bedeutsamen Einfluss auf die Wahrnehmung des Alter(n)s ausüben. Berücksichtigt man den dargestellten Einfluss von Altersbildern auf die Verwirklichung von Potenzialen, dann wird deutlich, dass eine stärkere Nutzung und Förderung von Potenzialen des Alters in unserer Gesellschaft auch eine differenzierte Berücksichtigung von Dimensionen sozialer Ungleichheit erfordert.

Thomas Druyen

# Die große Alterswende



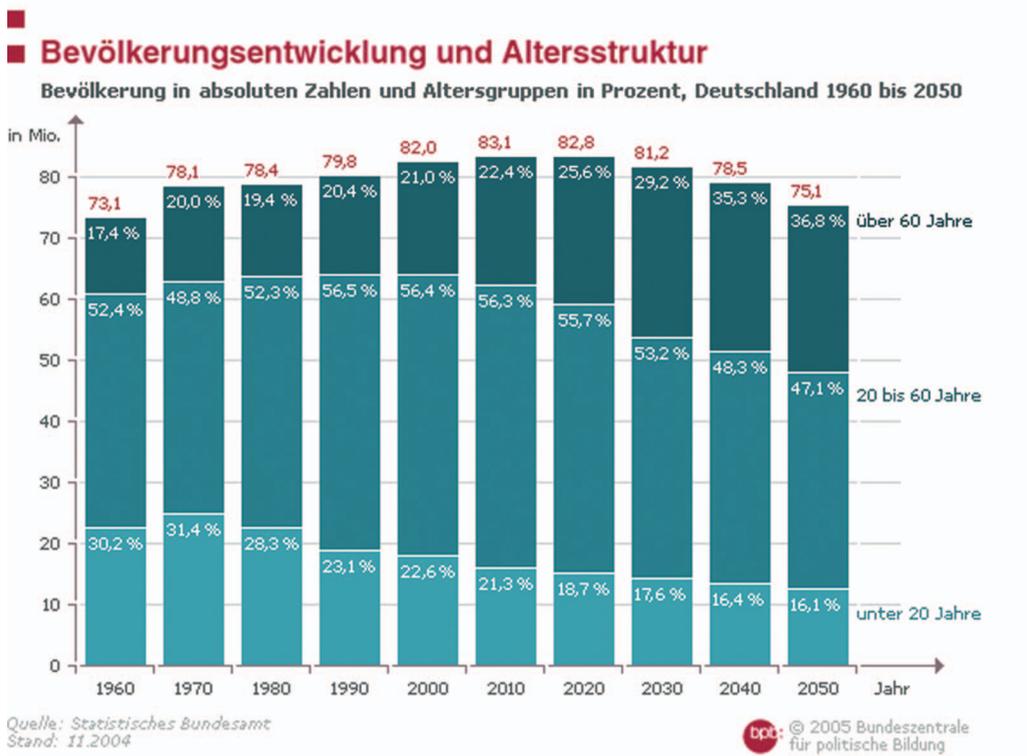
Wie wird Europa in 35 Jahren aussehen? Millionen Europäer über 46 wollen in Zukunft ihren Ruhestand genießen. Wer erwirtschaftet dann die Renten? Wer arbeitet im Einzelhandel, in der Gastronomie, in Krankenhäusern und Pflegeheimen? 100 Erwerbsfähigen im Alter von 15 bis 64 Jahren werden in Deutschland 50 Ältere gegenüberstehen. Damit entwickelt sich das Verhältnis in Deutschland etwas günstiger als in Italien (63 Ältere je 100 Jüngere) oder in der Schweiz (58 im Jahr 2040). In den östlichen Beitrittsländern wird die Gesellschaft nicht ganz so dramatisch altern.

Zurzeit verlängert sich das Leben durchschnittlich um drei Monate pro Jahr, und von wissenschaftlicher Seite gibt es keine Anhaltspunkte dafür, dass dieser Prozess in Kürze enden wird. In den letzten einhundert Jahren sind uns dank dieser Entwicklung bereits fünfunddreißig zusätzliche Lebensjahre geschenkt worden. Gerade die Phase des „jungen Alters“, die klassisch nach dem vermeintlichen Ausscheiden aus dem Erwerbsleben beginnt, ist ein in der Menschheitsgeschichte einzigartiges biologisches, soziales und kulturelles Phänomen. Hier vollzog sich eine unglaubliche Alterswende, deren positives Potenzial wir durch die Brille des Jugendwahns offensichtlich kaum wahrnehmen.

## Thomas Druyen

Dr. phil. habil., geb. 1957; Professor am Institut für Soziologie der Universität Münster sowie am Institut für Kultur und Medienmanagement der Freien Universität Berlin; Direktor bei der LGT, der Privatbank der Fürstenfamilie von Liechtenstein und Kuratoriumspräsident der Stiftung Dialog der Generationen.  
thomas@druyen.de  
www.vermoegenskultur.de

Infolgedessen könnte die Diskussion über das Altern nicht widersprüchlicher sein: Sie reicht von apokalyptischen Vorstellungen des Zivilisationsuntergangs bis hin zu Visionen vom ewigen Leben. Wir haben es mit einer spektakulären und historisch einmaligen Gemengelage zu tun. Dies mag auch der Grund dafür sein, dass die Vorstellungen über das Alter so widersprüchlich sind und so weit auseinander klaffen. Gemeinsam ist den unterschiedlichen Einschätzungen jedoch eine dramatische Erwartungshaltung, wie sie in folgendem Zitat zum Ausdruck kommt: „Denn der unaufhaltsame, sich von Tag zu Tag beschleunigende Verfall der Bevölkerung, die Überalterung unserer Gesellschaft, die graue Revolution wird das Antlitz Europas stärker verändern als die französische, die russische oder die osteuropäische Revolution, wird größere gesellschaftliche Veränderungen



Grafik von der Redaktion eingefügt.

anrichten als der Erste und Zweite Weltkrieg zusammen.“<sup>1</sup>

## Demografische Entwicklung

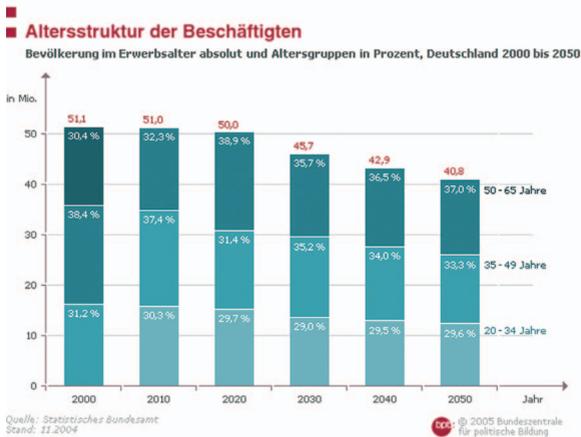
Im Grunde verdanken wir es der Demografie, dass Altern und Bevölkerungsrückgang als globale und unausweichliche Entwicklungen einer fundamentalen Wendezeit in unser Bewusstsein getreten sind. Es gibt verlässliche empirische Daten, ausgefeilte Analyseverfahren, spitzentechnologische Simulationen und brillante Prognosen der künftigen Bevölkerungsentwicklung. Eine außergewöhnlich fundierte Informationsbasis liegt ausgebreitet vor Entscheidungsträgern und Betroffenen wie ein schreiendes elternloses Kind, für das sich niemand verantwortlich fühlt. Die Eindeutigkeit der seit Jahrzehnten bekannten Prognosen und die Ignoranz von Politik und Gesellschaften sind paradox; eine zukunftsfähige Antwort steht immer noch aus. Die Ursachen der demografischen Alterung, wie beispielsweise die niedrige Geburtenrate, die stei-

gende Lebenserwartung oder die veränderte Altersstruktur, sind sattsam bekannt. Als plakative Worthülsen ständig präsent, verdrängen sie wirklich neue Altersansichten eher, als dass sie diese fördern. Denn nicht das Altern ist das zentrale demografische Problem, sondern der absehbare und sich voraussichtlich beschleunigende Rückgang unserer Bevölkerungen.

Es ist schwierig, einen gemeinsamen Nenner aller demografischen Entwicklungen zu finden, aber der grundlegende Zusammenhang ist familiären Ursprungs. Wenn auch unterschiedliche kulturelle Wertesysteme miteinander konkurrieren, haben sie eine universale Gemeinsamkeit: „Dies ist die Fähigkeit und Bereitschaft der Menschen, über das eigene Leben hinaus zu denken, zu planen und darauf aufbauende Entscheidungen für die Zeit jenseits ihrer Lebensspanne zu treffen. Eines der wichtigsten Ergebnisse solcher Entscheidungen sind die Kinder, die die demographische Reproduktion einer Kultur gewährleisten.“<sup>2</sup> In diesem Sinne ist Demogra-

<sup>1</sup> Roland und Andrea Tichy, Die Pyramide steht Kopf, München 2001, S. 10.

<sup>2</sup> Herwig Birg, Die demographische Zeitenwende, München 2001, S. 19.



Grafik von der Redaktion eingefügt.

Die sowohl das mathematische Ergebnis individuellen und gesellschaftlichen Verhaltens als auch Ausdruck eines persönlichen Lebens- und Kulturbewusstseins. Bevölkerungsforschung ist keine Methode zur Manipulation der Bürgerinnen und Bürger, sondern ein wissenschaftliches Instrumentarium, das uns verlässliche Daten über die Entwicklung gesellschaftlicher Altersgruppen liefert. Die Entscheidung darüber, wie der Fortgang von Bevölkerungen aussehen wird, liegt aber im persönlichen Ermessen der Einzelnen und ist nach wie vor von familiären Rahmenbedingungen abhängig.

Um diesen Prozess fruchtbar zu gestalten, brauchen wir eine neue Gesellschaftsvereinbarung, die den absehbaren Entwicklungen einen zeitgemäßen Orientierungsrahmen bietet. Schauen wir uns deshalb die Konturen einer älter werdenden Gesellschaft an, erkennen wir sehr deutlich sieben Entwicklungstendenzen<sup>13</sup>:

**Verjüngung** – die Tendenz, jünger sein zu wollen, als man ist, und sich dementsprechend darzustellen.

**Entberuflichung** – ein immer größer werdender Teil der Bevölkerung erlebt die Alterszeit ohne Berufstätigkeit.

**Singularisierung** – der Anteil Alleinlebender im Alter nimmt zu und damit die Wahrscheinlichkeit eines späteren Hilfebedarfs.

<sup>13</sup> Vgl. Horst W. Opaschowski, Der Generationenpakt, Darmstadt 2004, S. 26.

**Feminisierung** – infolge der höheren Lebenserwartung von Frauen wird die Alterspopulation eine Zwei-Drittel-Frauengesellschaft sein.

**Hochaltrigkeit** – die Zahl der über 100-Jährigen wächst unaufhaltsam. 1965 waren es 265 Personen, 1994 bereits 4 602 und 2025 werden etwa 44 000 Menschen über 100 Jahre alt sein.

**Kinderlosigkeit** – die eigentliche Ursache der demografischen Problematik, begründet in der nachlassenden Bereitschaft, Kinder zu bekommen.

**Soziale Ungleichheit** – die Differenz des Zukunftsbeitrages zwischen Eltern und Kinderlosen muss dringend geschlossen werden.

Die Verdrängung von Seiten des Individuums, seinen Beitrag zur gesellschaftlichen Fortentwicklung zu leisten, hat vor allem ökonomische Ursachen. „Je höher das Pro-Kopf-Einkommen, desto niedriger ist die Pro-Kopf-Geburtenzahl.“<sup>14</sup> Die fatale Wechselwirkung zwischen ökonomischem Fortschritt und sinkender Geburtenrate begann in Deutschland in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Mit der Einführung der Bismarckschen Sozialversicherungen wurden Lebensrisiken wie Krankheit, Unfall oder Tod von der Familie auf die Gesellschaft verlagert. Mit diesem Einschnitt wurde wahrscheinlich jener „psychologische Grundstein“ gelegt, der einerseits über Jahrzehnte hinweg zu einer steigenden Anspruchshaltung dem Staat gegenüber führte und andererseits die Bedeutung der Reproduktion für die Familien entschärfte. Wenn Ende des 19. Jahrhunderts vom Alter die Rede war, meinte man eine kurze Phase vor dem Tod. Der gleiche stereotype Altersbegriff wird heute immer noch angewandt, obwohl wir eine fast vierzigjährige, eigenständige Altersphase erreicht haben. Diese gedankliche Übertragung ist falsch und kontraproduktiv.

Die absehbaren demografischen Veränderungen lassen sich in ihrer Dimension und ihrem Auftreten an zwei markanten Erscheinungen zeigen: Deutschland würde ohne Zuwanderung von 1998 bis 2050 einen Bevölkerungsrückgang von 82,1 auf 50,7 Millionen

<sup>14</sup> H. Birg (Anm. 2), S. 24.

Menschen erleben, die Bevölkerungszahl könnte sich im Jahre 2100 sogar auf 24,3 Millionen verringern.<sup>15</sup> Und im Jahre 2010, wenn die ersten Babyboomer in Rente gehen, wird das bisherige Rentensystem endgültig kollabieren, denn dann kommen auf 80 bis 95 Rentner 100 Erwerbstätige.

Hinter den Kontroversen um die drohende Überalterung oder – genauer – Unterjüngung der Gesellschaft steht nicht nur das Problem dringender Reformen von Alterssicherung, Tarifpolitik, Sozialhilfe, Zuwanderungsregelung, Steuergesetzgebung und Familienpolitik, sondern vor allem auch eine falsche Vorstellung vom Alter. Mit ihm verbinden wir nicht nur eine bestimmte Lebensphase – die Zeit nach dem Ende des Erwerbslebens –, sondern auch eine spezifische Lebensform. „Altsein“ ist immer noch weitgehend negativ besetzt und steht für all die Dinge, die in unserer Gesellschaft nicht erstrebenswert sind: Vereinsamung, Armut, Krankheit, Einschränkung von körperlicher und geistiger Vitalität und Verlust an Schönheit. Dass dies schon lange nicht mehr der Realität des Alters entspricht, änderte bisher nichts am schlechten Image.

Die Jugendobsession in den Medien, im Marketing und in der Alltagskultur drängt die Älteren an den Rand des aktiven Gesellschaftslebens. Der relative Wohlstand von Menschen, die in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg privates Vermögen erarbeitet haben und jetzt vom Rentensystem profitieren, sorgt für Missgunst und leistet Argumenten Vorschub, denen zufolge Ältere auf Kosten der Jüngeren leben. Wenn ein selbsternannter Anwalt der Generationengerechtigkeit in Deutschland in seiner Zukunftsprognose von „den Trümmern eines nicht bewusst geführten Krieges [der älteren Generation] gegen die Lebensgrundlagen dieses Planeten“ spricht,<sup>16</sup> wird das enorme Konfliktpotenzial zwischen den Generationen deutlich. Dass die älteren Menschen in der Zukunft auch eine Verantwortung für die folgenden Generationen übernehmen sollten, steht außer Zweifel und muss sich in konstruktiven Vorschlägen niederschlagen. Aber

dass ihnen die Schuld an der demografischen Veränderung zugeschrieben wird, zeugt von wenig Sachkenntnis, ist doch die Ursache – wie oben erwähnt – in den viel zu geringen Kinderzahlen zu suchen. Sie liegt also auch bei den nachfolgenden Elterngenerationen.

Wollen wir die demografischen Entwicklungen also als Chance für die gesellschaftliche Zukunft begreifen, so ist ein fundamentales Umdenken notwendig: Wir brauchen ein neues, auf den veränderten Bedingungen basierendes Verständnis vom Alter und Älterwerden und entsprechende Strukturen, in denen die veränderte Realität des Lebens gelebt werden kann. Die Verschiebung der Altersgruppen erfordert eine neue Logik des Sozialen und eine neue Philosophie der zweiten Lebenshälfte, die dem Zugewinn, der Vielfalt und der Weisheit Rechnung trägt. Es gilt, Rahmenbedingungen zu schaffen, die der differenzierten Gruppe älterer Menschen mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen, Interessen und Fähigkeiten die Möglichkeit gibt, weiterhin aktiv am Gesellschaftsleben teilzunehmen.

Ein Neudenken des Alterns setzt voraus, dass das Alter als Teil des Lebens verstanden wird, der nicht an eine Jahreszahl gebunden ist und keine allgemein gültigen Halbwertszeiten aufweist, sondern sich abhängig von der individuellen und gesellschaftlichen Situation in sehr differenzierten Ausprägungen darstellen kann. Noch ist das Alter als Lebensphase der westlichen Gesellschaften sehr stark von der Institutionalisierung des Lebenslaufs geprägt. Man ist alt, wenn man in den gesetzlich festgelegten Ruhestand tritt, also zwischen 58 und 65 Jahren, oder wenn man die entsprechenden körperlichen Merkmale aufweist. Diese Stigmatisierung widerspricht dem subjektiven Selbstempfinden der Älteren fundamental.

So fest gefügt diese Markierungen erscheinen, zeigt die Geschichte doch, dass Altersbilder einem starken Wandel unterworfen sind und immer von den Bedingungen ihrer Zeit abhängen. „Altersbilder sind Kommunikationskonzepte“, und die Vorstellungen und Wertungen, die mit diesen Bildern vermittelt werden, zeigen nicht die Wirklichkeit des Alters.<sup>17</sup> Sie sind Deutungsmuster, mit denen wir

<sup>15</sup> Vgl. ebd., S. 98.

<sup>16</sup> Jörg Tremmel u. a., Das Prinzip Generationengerechtigkeit, in: Alfred Herrhausen Gesellschaft für internationalen Dialog (Hrsg.), Generationen im Konflikt, München 2000, S. 220.

<sup>17</sup> Gerd Göckenjan, Das Alter würdigen, Frankfurt/M. 2000, S. 15.

bestimmte soziale Praktiken, politische Maßnahmen oder Meinungen anzuerkennen versuchen. Das Alter ist also keineswegs eine menschheitsgeschichtliche Konstante, sondern in hohem Maße gesellschaftlich und kulturell geprägt. Machen wir uns dies bewusst, so wandelt sich das abstrakte Phänomen „Altern“ zu einem Begriff, den jede Gesellschaft und jede Kultur für sich definieren kann und muss.

Ein neues Verständnis des Alters erfordert also eine Abkehr von dem Mythos, dass Älterwerden und Altsein einem bestimmten Muster folgen, das alle Menschen wie eine Krankheit durchlaufen und das durch Prozesse des körperlichen und geistigen Verfalls gekennzeichnet ist. Alter(n) ist keine klar definierte, in erster Linie biologische Entwicklung, sondern eine komplexe Erscheinung mit kulturellen, biologischen und individuellen Aspekten, deren Gestalt und Bedeutung sich im jeweiligen Umfeld einer Gesellschaft und ihrer Zeit äußert. Verstehen wir das Altern als dynamischen Vorgang, als Wechselspiel zwischen der individuellen Biografie und dem Lebenskontext, sehen wir ältere Menschen eigenständig und lebensoffen. Altern ist kein Schockzustand, der durch einen äußerlich festgelegten Zeitpunkt eintritt, sondern ein lebenslanger Prozess, der sich für jeden Menschen anders gestaltet.

„Die Alten abzulehnen, ist Selbsthass und eine Zurückweisung dessen, wozu man selbst unweigerlich werden muss.“<sup>18</sup> In einem Punkt „allerdings unterscheidet sich die Altersdiskriminierung von den meisten anderen Vorurteilen. Sie kann jeden von uns treffen. Die Voreingenommenen und ihre Opfer werden nicht in verschiedenen Lagern geboren, sondern sie trennt die Zeit. Die einst Voreingenommenen werden selbst zu Opfern.“<sup>19</sup> Gibt es überhaupt einen größeren Undank dem Leben gegenüber, als das Alter in all seiner Unterschiedlichkeit, vor allem aber mit seiner neu geschenkten Zeit, zu ignorieren? Durch die aufmerksame Betrachtung des Alters unserer Mitmenschen bekommen wir doch eine Ahnung vom eigenen kommenden Alter. Diese Einsicht nicht als Kompass für eigene Zukunft zu verwenden, ist sträflich.

<sup>18</sup> Peter Laslett, *Das Dritte Alter*, Weinheim–München 1995, S. 218.

<sup>19</sup> Vgl. ebd.

An der Art und Weise, wie wir in den nächsten Jahren mit dem Alter und dem Altern umgehen werden, wird sich die Zukunftsfähigkeit unserer Zivilisation erweisen. In der Vergangenheit haben wir das Thema des Alterns verdrängt. Erst die verstärkte Wahrnehmung des demografischen Wandels hat uns die Unabweisbarkeit dieses Lebensabschnittes vor Augen geführt. Der Fehler lag im Übersehen der immerwährenden Wiederkehr des Alterns in allen folgenden Generationen. Es gibt wohl kein anderes Phänomen, in dem das Verhalten der Jüngeren Älteren gegenüber ihnen später selbst widerfährt. Wie ich das Alter heute bewerte und dementsprechend handle, werde ich einst selbst behandelt werden. In diesem Sinne ist Alter für uns nicht nur ein demografischer Einschnitt, sondern vielmehr eine existenzielle Aufgabe, mit der wir unsere soziale Kompetenz und Verantwortung wiedergewinnen können.

Es gibt leider keine Wissenschaft, die sich ausschließlich mit dem möglichen Alter beschäftigt, keine Altersphilosophie, kein gesellschaftsfähiges Zukunftsmodell, noch nicht einmal eine gemeinsame Sprache für die unterschiedlichen Altersphasen und Zustände. Dabei werden im Jahr 2050 zwei Milliarden Menschen leben, die über 60 Jahre alt sein werden. Ich glaube, die Demografie ist unsere große Chance, uns zu besinnen und uns vom Alter die ultimative Frage stellen zu lassen, ob wir wirklich alles wollen, was wir können. Die Jahre der zweiten Lebenshälfte beinhalten für sehr viele Menschen einen klaren Bezug zum Lebenssinn und eine vernünftige Einschätzung von Lebensmöglichkeiten. Diese Orientierungssicherheit entspringt einem kürzer werdenden Lebenshorizont und langjähriger Erfahrung. Diese sollte in gesellschaftliche Entscheidungsprozesse einfließen. Die Beantwortung der oben genannten Frage obliegt natürlich allen Generationen, aber wir sollten den Fundus der Reife nutzen, vor allem in der Gewissheit, dass die vermeintlich Alten nicht die „Anderen“ sind, sondern beizeiten wir!

## Veränderungen im Lebenszyklus

Aber eine positive Sicht des Alters allein ist keineswegs ausreichend, um die damit verbundenen gesellschaftlichen Herausforderungen zu meistern. Die Thematik ist eingebun-

den in Veränderungen unseres Lebenszyklus, der allzu selten in seiner Gesamtheit in den Blick genommen wird.

Schauen wir uns jenen Wandel an und beginnen mit dem drastischen Rückgang der effektiven Beschäftigungszeiten und den gewonnenen Lebensjahren. Die Verringerung der Beschäftigungsquote von Männern zwischen 55 und 64 Jahren in den großen Industriegesellschaften in den Jahren 1970 bis 1998 ist bezeichnend. „1998 betrug sie in den USA nur noch 68 Prozent, in Großbritannien 64 Prozent, in Deutschland 56 Prozent, in den Niederlanden 48 Prozent und in Frankreich 41 Prozent.“<sup>10</sup> Ungeachtet der Ursachen – Frühverrentung, Dauerarbeitslosigkeit oder Entmutigung – verlassen beinahe die Hälfte der Erwerbstätigen mit Anfang 50 für immer den Arbeitsmarkt. So reduziert sich die Lebensarbeitszeit praktisch auf einen Zeitraum von etwa dreißig Jahren in einer Zeit vom 24. bis zum 54. Lebensjahr. Dem stehen dreißig gewonnene Jahre des Dritten Alters gegenüber. Dieses Verhältnis ist unausgewogen. Wir können also ziemlich sicher sein, dass wir bis zu einem Drittel unseres ganzen Lebens in jener nicht genau definierten Lebensspanne verbringen, die wir „Ruhestand“ nennen. „Dabei ist jedoch der ehrwürdige 95-Jährige vom soeben mit 65 in den Ruhestand gegangenen chronologisch genauso weit entfernt wie das fünfjährige Vorschulkind vom auf Karriere bedachten Mittdreißiger.“<sup>11</sup> So nutzbar die letztgenannte Altersphase auch für die Zukunft ist, die Tatsache, dass die Lebensarbeitszeit ihre zentrale Stellung in unserem Leben und in unserer Gesellschaft zu verlieren droht, wird bis jetzt beängstigerweise kaum wahrgenommen.

In den vielen Jahrtausenden unserer Zivilisationsentwicklung befand sich der Rhythmus des menschlichen Lebens weitgehend mit den natürlichen und biologischen Rhythmen im Einklang. Folglich erschien es sinnvoll, dass Lebensrhythmus und Gesellschaftsgestaltung eng miteinander verzahnt waren. So verlief damals die Geschichte, „in der die meisten Neugeborenen als Kleinkinder sterben, in denen die reproduktive Kraft der

Frauen frühzeitig genutzt werden musste, in der Jugend nur ein Augenblick war, in der alt zu werden ein solches Privileg darstellte, dass es den Respekt mit sich brachte, der einer einzigartigen Quelle von Erfahrung und Weisheit gebührte, und in der Epidemien periodisch große Teile der Bevölkerung vernichteten“.<sup>12</sup> In den letzten zweihundert Jahren erlebten wir industrielle, wissenschaftliche und technologische Revolutionen, die uns von ehemals primär an der Natur orientierten zu gesellschaftlichen Prägungen führten. Das Leben war durch nachvollziehbare Muster wie Arbeit, Familie, Freizeit, Geschäft, Hobby oder Ruhestand geprägt. Und genau dieses Fundament verinnerlichter Orientierungen und Gewohnheiten befindet sich nun in einer schleichenden Auflösung, und wir stehen am Anfang einer kulturellen Eiszeit. Die Veränderung der Lebensarbeit und das Dritte Alter sind zwei maßgebliche Faktoren dieses nachhaltigen Wandels der uns bekannten Bedingungen. Ich stimme mit dem Soziologen Manuel Castells in seiner Vorstellung einer aus den Fugen geratenen Gesellschaft völlig überein. Die von ihm beschriebene Transformation des Altersbildes vom „letzten Lebensstadium“ zum vielfältigen Universum der Selbst- und Fremdsteigerung dokumentiert die neue Beziehung zwischen sozialer Lage, biologischer Befindlichkeit und milieubedingtem Ansehen. Die bekannten Grundlagen unseres Lebenszyklus sind – vor diesem Hintergrund betrachtet – aufgebrochen. Im Dritten Lebensalter tummeln sich unterschiedliche Generationen, von denen einige noch ein halbes und völlig unbestimmtes Leben vor sich haben. Die Unterschiedlichkeit sozialer Attribute ist so zahlreich, dass exakte Definitionen des Alterns immer häufiger ihre Gültigkeit verlieren.

Einen dritten schweren Angriff auf den Lebenszyklus stellen die veränderten Familien- und Reproduktionsgewohnheiten dar. In den ökonomisch am weitesten fortgeschrittenen Gesellschaften ist die Geburtenrate unter die Reproduktionsquote gefallen: Die Bevölkerungszahlen sinken. Gleichzeitig sind Lebensalter und biologische Verfassung keineswegs mehr notwendige Voraussetzungen für Fortpflanzung und Elternschaft. Die uns vertrauten Lebensmuster sind derart ins Wanken geraten, dass wir manchmal unseren Ohren

<sup>10</sup> Manuel Castells, *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*, Opladen 2001, S. 500.

<sup>11</sup> Connie Goldmann u. a., *Es ist nie zu spät für einen neuen Anfang*, München 2001, S. 174.

<sup>12</sup> Vgl. M. Castells (Anm. 10), S. 501.

nicht trauen. „60-jährige Eltern mit Kleinkindern; Kinder aus unterschiedlichen Ehen, die 30 Jahre ältere Brüder und Schwestern haben; Männer und Frauen, die mit oder ohne Sexualkontakt in einem beliebigen Lebensalter beschließen, ein Kind zu zeugen; Großmütter, die ein Kind gebären, das aus einer Eizelle der Tochter stammt – all dies sind Fälle aus dem wahren Leben. Es ist entscheidend, dass wir mit dieser Beobachtung kein Werturteil verbinden. Was aus traditionalistischer Sicht der Herausforderung des Zornes Gottes gleichkommt, bedeutet aus kulturrevolutionärer Perspektive den Triumph individueller Wünsche und vor allem die endgültige Bestätigung des Rechts von Frauen auf ihren Körper, auf ihr Leben.“<sup>13</sup>

Unsere Belastbarkeit wird angesichts dieser Entwicklungen enorm strapaziert. Gleichwohl gilt es, dem Druck standzuhalten und nach neuen Wegen für den aus dem Rhythmus gekommenen Lebenszyklus zu suchen. Das Ordnungssystem unserer Eltern jedenfalls hat sich bis zum Schmelzpunkt erwärmt, und Salvatore Dalis zerlaufende Uhren scheinen eindrucksvoll und präzise unsere Realität zu beschreiben.

Der vierte „Überfall auf den Lebenszyklus“ ergibt sich aus der Verleugnung des Todes. „Die herrschende Tendenz in unseren Gesellschaften ist es, als Ausdruck unseres technologischen Ehrgeizes und entsprechend unserer Feier des Augenblicks den Tod aus dem Leben auszulöschen oder ihn durch seine wiederholte Darstellung in den Medien bedeutungslos zu machen, wobei er dort immer der Tod der anderen ist, so dass unser eigener uns mit der Überraschung des Unerwarteten trifft.“<sup>14</sup> Der Tod ist ohne Zweifel das zentrale Thema der Kulturen in der Geschichte. Als oberste Bemessungsgrenze von Zeit und Leben war er zugleich erster Ordnungsfaktor in der Wahrnehmung des Lebenszyklus. Wie auch immer die Strategien seiner Hinnahe aussahen – Flucht, Bekämpfung, Verdrängung oder Demut –, er besaß als Einziger die Qualität der Gewissheit. Ermutigt und geblendet durch immer neue Entwicklungen in Biologie, Medizin und Gentechnologie, gaukelt uns der Markt eine Überwindung des Todes vor. Um die Absurdität dieser Anmaßung nicht ge-

schäftsschädigend werden zu lassen, beschränkt sich das Marketing auf die Ermutigungspropaganda „forever young“ und entzieht sich ansonsten der Bedrohung des Todes durch Leugnung und Verschweigen.

Der Antrieb dieser funktionierenden Verdrängungsmaschinerie ist kein ethischer oder fürsorglicher, sondern ein ökonomischer: Wirtschaftliche Überlegungen und Interessen führen zur Herausbildung eines riesigen Dienstleistungsmarktes gegen Alter, Krankheit, Übergewicht und Sorgen. Industrie und Medien haben Todesfurcht und Lebenshoffnung längst flächendeckend vermarktet. Gesundheitskampagnen, Nahrungsmittel, Kuren und Vitaminphilosophien aller Art werden durch Marketing- und Journalistenheere lautstark beworben. Hierbei stört der natürliche Tod außerordentlich und wird deshalb schlicht entsorgt. „Die zeitliche und räumliche Abschottung des Todes ist so stark, dass die überwiegende Mehrzahl der Todesfälle (80 Prozent in den USA und ein steigender Prozentsatz in allen Ländern . . .) im Krankenhaus stattfindet, sehr oft in besonderen Intensivstationen, wo die Körper bereits aus ihrer sozialen und emotionalen Umwelt herausgenommen sind.“<sup>15</sup> Der Tod, der uns täglich in den Nachrichten schockiert und viele in die Kinos lockt, ist ein anderer und anonymere als der, der unsere Lebenswelt nur für einen kurzen medialen Moment bedroht. Ich spreche von der Verleugnung des natürlichen Todes als Folge einer fundamentalen Veränderung unseres Lebensrhythmus.

Es ist müßig, über die Zukunft des Todes zu spekulieren. Ich möchte mich an dieser Stelle auf das Urteil berufener Wissenschaftler beziehen: „Wir werden das Altern im nächsten Jahrhundert verstehen, wir werden es bekämpfen, und reiche Länder werden sich schneller, als sie darauf reagieren können, in Gebiete mit immer mehr gesunden Höchstbetagten verwandeln. Damit kommen wir dem medizinischen und sozialen Traum der sich stets verbessernden Lebensqualität ein weites Stück näher. Ob es allerdings immer gut ist, wenn sich Träume erfüllen, sei dahingestellt.“<sup>16</sup>

<sup>13</sup> Ebd., S. 505.

<sup>14</sup> Ebd., S. 509.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Mark Benecke, Der Tod bleibt immer Sieger, in: Süddeutsche Zeitung, Wochenendausgabe Nr. 42 vom 20. 2. 1999, S. III.

Die Anstrengung, den Tod zu verdrängen, führt nicht nur zu einer Störung der Lebensorientierung, sondern ist angesichts des heute zu verzeichnenden Gewinns einer neuen Lebensphase geradezu widersinnig. Paradoerweise scheint die Unauhaltbarkeit des Todes auch der Motor für die Verleugnung des Alters zu sein. In der Wahnvorstellung, uns neu erfinden zu müssen, liegt die Ursache für diese Verdrängungskrise.

Es geht nicht nur darum, nicht alles zu tun, was wir können, sondern manches Mögliche erst gar nicht zu wollen. Mir erscheint die Vorstellung eines 150-jährigen Lebens äußerst umstritten, zumal vor dem Hintergrund seiner unvollkommenen Gestaltung. Solange wir den Tod in seiner Gnade nicht erkennen und nicht in der Lage sind, seine Umstände so humanistisch und humanitär wie nur denkbar zu gestalten, bleibt unsere Lebenskompetenz unvollkommen. In diesem Sinne traue ich den altersbewussten Generationen eine zweite Reifung zu und erwarte von ihnen Pionierleistungen in der Neugestaltung unseres Lebensrhythmus. „Wenn uns unsere Begegnungen mit eindrucksvollen Senioren auch nur etwas gelehrt haben, dann dies: Die Einstellung zum Tod, die jemand hat, reflektiert seine Einstellung zum Leben – und umgekehrt. Wenn wir lernen wollen, wie man stirbt, müssen wir erst einmal lernen zu leben.“<sup>17</sup>

Zu dieser Lebensweisheit gehört auch, dass wir uns zwei genetische Tatbestände genauer anschauen. Wir wissen, dass das Gen die Grundeinheit der Evolution ist. Seine Aufgabe ist die Weitergabe ihres genetischen Lebensrezeptes. Die Gene bewegen sich durch die Zeit und bedienen sich sterblicher Körper. Sie sind Träger eines 130 000 Jahre alten Codes und ihr Befehl lautet: Sicherstellung der Fortpflanzung. Die Überbringer dieser Botschaft sind dabei sekundär oder sogar etwas flapsig als „Wegwerfartikel“ zu begreifen. Würden die Menschen über ihre Fortpflanzungsfähigkeit hinaus immer älter auf Kosten des Nachwuchses, wäre unser Evolutionsprojekt in ernster Gefahr. Dies ist eine Paradoxie von höchster Bedeutung, denn der Tod ist die Voraussetzung unseres Lebens schlechthin. Also ist jeder einzelne Mensch in letzter Konsequenz entbehrlich und der Tod

der Preis, den wir für die Unsterblichkeit unserer Gene zu zahlen haben.

Neben diesem ursächlichen Zusammenhang entzünden Alter und Tod unweigerlich Gefühle der Angst. Diese Angst aber ist ein Instrument unserer Fantasie. Sie entstand in der Evolution als Voraussetzung, überleben zu können, um uns vor bedrohlichen Situationen zu bewahren. Sie war konkret und überschaubar wie der Alltag unserer sammelnden und jagenden Vorfahren. In der Vielfalt unserer Zivilisation ist die Angst aber kein Mittel physischer Differenziertheit mehr, sondern eher ein Element der Vereinfachung. Die klassische Angst vor dem Alter ist eine schwerwiegende Verlustangst. Sie wird von einem ewig jugendlichen Ich-Bewusstsein gefördert, das die Aussicht, Kompetenzen zu verlieren, unerträglich findet. Deswegen liegt in der Bewältigung der Angst auch der Schlüssel für die Überwindung falscher Illusionen und der Selbstüberschätzung. Angst besiegt man durch Auseinandersetzung und Bewusstwerdung, während die Flucht vor ihr ihre Macht unberührt lässt.

## Bewusstseinsveränderung

Erst wenn wir das Potenzial der großen Alterswende begriffen haben, eröffnet sich uns der eigentliche gesellschaftliche Zusammenhang, nämlich die Zukunftsfähigkeit unserer Kultur und unserer Wertegemeinschaft. Solange alles, das gesamte menschliche Leben und Handeln, ökonomischen und monetären Prinzipien unterworfen wird, haben wir keine Chance auf Gesundheit.

Diese Chancenlosigkeit beziehe ich auf gesellschaftliche Vorkommnisse, die es allen Generationen schwer machen, Angst und Irritation zu überwinden. Einige Stichworte mögen dies hinreichend belegen: die Arbeitslosigkeit, der mediale Jugendwahn, unentwegter Alltagsterror, ausufernde Vorstandsgehälter und neben den zunehmenden Naturkatastrophen auch eine totale Informationsüberflutung. In diesen Zeiten erscheint es schwierig, eine „normale“ Lebensbiografie zu entwickeln.

Vor dem beschriebenen Hintergrund birgt die gegenwärtige Altersdebatte, wenn wir darin eine Chance zu einer neuen Wertfindung sehen, eine unglaubliche Hoffnung,

<sup>17</sup> C. Goldmann (Anm. 11), S. 351.

endlich zukunftsfähige Orientierungen zu finden. Es geht keineswegs um eine Verschwörung der Alten oder ein „Methusalem-Komplot“, sondern um die Etablierung eines wertvollen Altersbildes, zu dem alle Generationen beitragen können und von dem alle Generationen profitieren werden.

Aber solange wir die Gedanken zum Altern durch die Mühlen von Kommerz und Märkten laufen lassen, kommen wir zu den bekannten, peinlichen Resultaten nackter Generationenansprüche. Die ohne Zweifel notwendige Diskussion um Gerechtigkeit darf sich aber nicht lediglich um ökonomischen Proporz drehen, sondern wir sollten erkennen, dass das menschliche Leben keine Ware ist.

Es geht um die Veränderung unseres Bewusstseins, um die uralten, tief sitzenden Ängste vor dem Alter zu durchdringen und sie in einem neuen Licht des 21. Jahrhunderts erscheinen zu lassen. Erst wenn wir in der Lage sind, menschliche und kulturelle vor wirtschaftliche Interessen zu stellen und die entsprechenden Entscheidungen zu treffen, werden wir nicht mehr die Sklaven unserer Errungenschaften sein, sondern ihre Wertschätzer und Nutznießer.

Erst wenn wir das Altern als einen lebenslangen Prozess mit Stärken und Schwächen verinnerlicht haben, wenn wir echte Freude über die fast dreißig Jahre an gewonnener Lebenszeit empfinden, werden wir aufhören, Millionen Menschen auszugrenzen und uns von den Ketten eines unheilvollen Jugendwahns losreißen.

Wie der Club of Rome uns 1972 die Grenzen des Wachstums vor Augen führte und damit die Grundlage für ein wachsendes ökologisches Bewusstsein schuf, müssen wir uns nun die konstruktive Rolle des Alterns und Alters verdeutlichen, um nicht unrettbar in jene spätkapitalistische Falle zu geraten, die uns alle zu Produzenten und Produkten degradiert. So seltsam es einigen auch erscheinen mag, zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist das Alter das Nadelöhr, durch das wir zu neuen und besseren Einsichten gelangen können.

Sigrun-Heide Filipp · Anne-Kathrin Mayer

## Zur Bedeutung von Altersstereotypen

**K**eine Altersgruppe weist im gesamten Lebensverlauf so große Unterschiede in körperlichen und psychischen Merkmalen zwischen ihren einzelnen Mitgliedern auf wie die Gruppe der „Alten“. Natürlich gibt es eine Reihe von Veränderungen, die den Alterungsprozess *aller* Menschen kennzeichnen, doch verlaufen diese inter- und intraindividuell – zwischen den einzelnen Menschen sowie innerhalb einer Person in einzelnen Bereichen – höchst unterschiedlich. In der Wissenschaft hat sich vor diesem Hintergrund in den letzten Jahrzehnten zunehmend das Bild vom *differenziellen Altern* durchgesetzt.

Gegenstand des vorliegenden Beitrages ist die Frage, ob und inwieweit diese Vielfalt von Altersverläufen sich auch in den *alltagspsychologischen* („naiven“) Bildern des Alter(n)s widerspiegelt und was daraus für den Umgang mit dem Alter und den alten Menschen folgt. Denn natürlich hat auch der „Alltagsmensch“ Vorstellungen davon, wie der Prozess des Älterwerdens verläuft, wodurch sich das Leben im hohen Alter auszeichnet und wodurch die Gruppe der „älteren Menschen“ typischerweise charakterisiert ist. Diese Vorstellungen sind in der Regel mit Bewertungen und Gefühlsreaktionen verbunden, weshalb Altersbilder nicht nur Wissenselemente, sondern immer auch affektiv-evaluative Elemente umfassen, die sich unter anderem in Hoffnungen

### Sigrun-Heide Filipp

Dr. phil., geb. 1943; Professorin der Psychologie an der Universität Trier, Fachbereich I-Psychologie, D-54286 Trier. [filipp@uni-trier.de](mailto:filipp@uni-trier.de)

[www.psychologie.uni-trier.de/personen/shfilipp/index.html](http://www.psychologie.uni-trier.de/personen/shfilipp/index.html)

### Anne-Kathrin Mayer

Dr. rer. nat., geb. 1967; Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich I-Psychologie der Universität Trier, D-54286 Trier. [mayera@uni-trier.de](mailto:mayera@uni-trier.de)

[www.psychologie.uni-trier.de/personen/akmayer/index.html](http://www.psychologie.uni-trier.de/personen/akmayer/index.html)

oder Befürchtungen mit Blick auf das (hohe) Alter äußern.

Will man diese Bilder des Alter(n)s aufspüren, so kann man dies auf verschiedenen Wegen tun: Solche Bilder sind in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens zu finden; beispielsweise in den schönen Künsten, der Literatur, den Medien, der Werbung oder in politischen Redebeiträgen. Beim Nachzeichnen dieser wurde das Augenmerk auch darauf gerichtet, inwieweit „Alter“ und „Altsein“ im öffentlichen Diskurs überhaupt thematisiert (oder etwa „versteckt“) werden. Daneben wurde analysiert, wie häufig „Alter“ in einem bestimmten (negativ konnotierten) Zusammenhang (z. B. „Pflegeversicherung“) auftaucht oder in welchen Rollen und mittels welcher „typischer“ Merkmale ältere Menschen charakterisiert werden. Besonders prägnant offenbaren sich mediale Altersbilder in sprachlichen Etiketten, mittels derer die Gruppe der Älteren abfällig (z. B. als „Kukidents“ oder „Grufties“) oder neidisch-respektvoll (z. B. „Whoopies“: *Well-Off Old People*) gekennzeichnet wird.

In der psychologischen Forschung wird mit dem Begriff des „Stereotyps“ umschrieben, dass es hinsichtlich der Eigenschaften, die Mitglieder einer bestimmten sozialen Gruppe vermeintlich kennzeichnen, kulturell weithin geteilte Vorstellungen gibt.<sup>1</sup> Wesentlich dabei ist, dass es sich bei altersstereotypgeleiteten Eigenschaftszuschreibungen um *Übergeneralisierungen* handelt: Der Zustand „alt“ ist danach mehr oder minder automatisch mit bestimmten Eigenschaften (z. B. „vergesslich“) verknüpft, und diese werden einem Menschen alleine auf Grund seines Alters – in Absehung seiner individuellen Besonderheiten – zugeschrieben. Dies schließt nicht aus, dass in Stereotypen oft auch das berühmte „Körnchen Wahrheit“ steckt, und gerade Vertreterinnen und Vertreter neuerer Forschungsansätze haben sich von einer definitorischen Gleichsetzung von Stereotypisierungen und „falschen“ Urteilen distanziert.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Vgl. Sigrun-Heide Filipp/Anne-Kathrin Mayer, Bilder des Alters. Altersstereotype und die Beziehungen zwischen den Generationen, Stuttgart 1999.

<sup>2</sup> Vgl. Carey S. Ryan/Bernadette Park/Charles M. Judd, Assessing stereotype accuracy: Implications for understanding the stereotyping process, in: C. Neil Macrae/Charles Stangor/Miles Hewstone (Hrsg.), Stereotypes and stereotyping, New York 1996.

Demgemäß trägt die Tatsache, dass „Alter“ (oder „Geschlecht“) tatsächlich oft mit bestimmten Eigenschaftsausprägungen einhergeht, dazu bei, dass die in (Alters-)Stereotypen repräsentierten Vorstellungen (scheinbar immer wieder Bestätigung erfahren und (Alters-)Stereotype somit eine hohe Änderungsresistenz besitzen. Um herauszufinden, wie Menschen den Prozess des Älterwerdens wahrnehmen und bewerten, welche Hoffnungen und Befürchtungen sie mit der Lebensphase „Alter“ verknüpfen und welche Eigenschaften typischerweise alten Menschen zugeschrieben werden, hat die psychologische Forschung eine Reihe von Methoden entwickelt. In eindrucksvollen Experimenten konnte zudem nachgewiesen werden, wie sehr Altersstereotype die Art des Umgangs mit alten Menschen beeinflussen und wie sehr diese auch die Eindrucksbildung und Verarbeitung sozialer Informationen steuern. Dass sie damit auch Rückwirkungen auch auf die alten Menschen selbst haben, macht die Brisanz dieses Forschungsthemas aus.

## Altersbilder in den Köpfen

Zuallererst lässt sich die Frage aufwerfen, auf welchen Zeitpunkt der Beginn des „Altseins“ üblicherweise datiert wird. „Altsein“ beginnt – gemäß den Ergebnissen einer Umfrage von Edgar Piel aus dem Jahre 1989 – bei Frauen im Mittel mit 56, bei Männern mit 59 Jahren!<sup>3</sup> Befragt man ältere Menschen selbst, so verschieben sich diese Grenzen: Frank Oswald interviewte hierzu 63- bis 96-jährige Männer. Diese gaben den Beginn des Altseins im Mittel mit 72 Jahren an; gleichzeitig stufte sich *keiner* der Befragten selbst als „alt“ ein.<sup>4</sup> Viele Befunde ergeben, wie weit verbreitet die Vorstellung „*Alt sind nur die anderen!*“ ist. Dies zeigt sich auch darin, dass zwischen dem tatsächlichen und dem „gefühlten“ Alter bedeutsame Diskrepanzen bestehen, die sich vom mittleren Erwachsenenalter an fast durchgängig in *Unterschätzungen* des eigenen Alters zeigen und die umso stärker ausfallen, je älter eine Person ist.<sup>5</sup>

<sup>3</sup> Vgl. Edgar Piel, „Ältere“ oder „Alte“ sind relative Begriffe, in: Planung und Analyse, 16 (1989) 2, S. 52–54.

<sup>4</sup> Vgl. Frank Oswald, Das persönliche Altersbild älterer Menschen, in: Zeitschrift für Gerontologie, 24 (1991) 5, S. 276–284.

<sup>5</sup> Vgl. Sigrun-Heide Filipp/Dieter Ferring, Zur Alters- und Bereichsspezifität subjektiven Alterserlebens,

Dabei wird das Altern von Männern und Frauen offenbar mit zweierlei Maß gemessen. Dieser *double standard of aging*, auf den 1972 schon Simone de Beauvoir hingewiesen hat,<sup>16</sup> kommt unter anderem darin zum Ausdruck, dass Alterszeichen bei einer Frau negativer bewertet werden als bei einem Mann. So wurden beispielsweise graue Haare als deutlich „unattraktiver“ eingeschätzt, wenn sie in der Darstellung einer Frau (versus eines Mannes) präsentiert worden waren.<sup>17</sup> Weitere Studien haben gezeigt, dass sich sowohl negative als auch positive Facetten des Altersbildes finden lassen.<sup>18</sup>

Unter den negativen Facetten dominieren Vorstellungen des Alters als einer Phase, die durch körperliche Funktionseinbußen, Krankheit und Gebrechlichkeit charakterisiert ist. Auch werden ältere Menschen als weniger flexibel und wenig lernfähig wahrgenommen („Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer mehr!“). Gerade geistiger Abbau und Senilität gelten als unvermeidliche Begleiterscheinungen des hohen Alters, und wegen ihrer vermeintlichen Funktionseinbußen wird älteren Menschen zudem die Fähigkeit abgesprochen, bedeutsame berufliche und gesellschaftliche Rollen einnehmen zu können, was sich nicht zuletzt in der geringen Partizipation der über 55-Jährigen am Arbeitsmarkt widerspiegelt. Einen zentralen Stellenwert in Altersbildern nimmt schließlich die Befürchtung ein, an einer Demenz zu erkranken. Dementsprechend lassen sich – nicht nur bei Laien, sondern auch bei Ärzten und Altenpflegekräften – erhebliche Überschätzungen der Auftretenshäufigkeit vermeintlich „typischer“ Alterskrankheiten (wie z. B. der Alzheimer-Demenz) nachweisen.<sup>19</sup>

Positive Facetten des Altersbildes beinhalten in erster Linie Merkmale wie Weisheit und Lebenserfahrung, aber auch Zuverlässigkeit, moralische Integrität, Verlässlichkeit,

Prinzipientreue und Freundlichkeit. Auch wird älteren Menschen auf Grund ihrer Entbindung von beruflichen und familialen Verpflichtungen ein vergleichsweise hohes Maß an Unabhängigkeit zugeschrieben.

Die Befundlage verdeutlicht insgesamt, dass Altsein eine soziale Konstruktion darstellt und keiner verbindlichen Definition unterliegt. Altersbilder verändern sich mit dem Alter der Befragten, sie variieren in Abhängigkeit davon, ob das eigene Altern oder das Altern anderer Menschen in den Blick genommen wird und in welchem Kontext das Alter relevant wird. So gilt ein 50-Jähriger in vielen Bereichen der Arbeitswelt bereits als „älterer Arbeitnehmer“, während er als „jung“ angesehen werden mag, wenn er ein hohes politisches Amt bekleidet, und André Agassi gehört mit seinen 35 Jahren sicher zur Riege der „alten“ Sportler. Hinsichtlich ihrer inhaltlichen Ausgestaltung bietet sich, wie kurz skizziert wurde, zunächst ein durchaus facettenreiches Bild – so, als hätten die Menschen inzwischen das erwähnte wissenschaftliche Bild des „differenziellen Alterns“ durchaus verinnerlicht.

In der Tat haben Studien ergeben, dass Menschen – statt „die Alten“ als *eine* soziale Gruppe anzusehen – dazu neigen, verschiedene Subtypen älterer Menschen zu konstruieren und diesen unterschiedliche Eigenschaften zuzuschreiben: wiederum in verallgemeinernder Weise.<sup>10</sup> Dabei wurden über verschiedene Versuche hinweg negative *und* positive Subtypen ermittelt; sie werden als „Archetypen des Alterns“ interpretiert (z. B. *elder statesman*, liebevolle Großmutter, Griesgram). Dennoch spricht die Mehrzahl der Befunde dafür, dass Altersbilder vorwiegend negativ getönt sind. Dies wird eindrucksvoll durch eine Metaanalyse nahe gelegt, in welcher der aktuelle Forschungsstand zum Altersstereotyp systematisch gesichtet wurde.<sup>11</sup> Älteren Menschen wird weniger Kompetenz und Attraktivität zuge-

in: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 21 (1989) 4, S. 279–293.

<sup>16</sup> Vgl. Simone de Beauvoir, *Das Alter*, Reinbek 1972.

<sup>17</sup> Vgl. Mary B. Harris, *Growing old gracefully: Age concealment and gender*, in: *Journals of Gerontology*, 49 (1994) 4, S. P 149 – P 158.

<sup>18</sup> Vgl. Erdman B. Palmore, *Ageism. Negative and positive*, New York 1990.

<sup>19</sup> Vgl. Lisa Dieckmann/Steven H. Zarit/Judy M. Zarit/Margaret Gatz, *The Alzheimer's disease knowledge test*, in: *Gerontologist*, 28 (1988) 3, S. 402–407.

<sup>10</sup> Vgl. Mary Lee Hummert/Teri A. Garstka/Jaye L. Shaner/Sharon Strahm, *Judgements about stereotypes of the elderly: Attitudes, age associations, and typicality ratings of young, middle-aged, and elderly adults*, in: *Research on Aging*, 17 (1995) 2, S. 168–189.

<sup>11</sup> Vgl. Mary E. Kite/Gary D. Stockdale/Bernard E. Whitley/Blair T. Johnson, *Attitudes toward younger and older adults: an updated meta-analytic review*, in: *Journal of Social Issues*, 61 (2005) 2, S. 241–266.

## Auswirkungen von Altersstereotypen

schrieben als jüngerer, sie werden hinsichtlich vieler Dimensionen negativer beurteilt, und auch die Bereitschaft, mit ihnen in Kontakt zu treten, scheint deutlich vermindert. Solche expliziten Urteile unterliegen indes vielfältigen Einflüssen (weil sie u. a. sozial unerwünscht sind und oft gar unterdrückt werden).

In einfallsreichen Experimenten ist es nun gelungen, neben den lange untersuchten expliziten (bewussten) auch implizite (unbewusste) Varianten des Altersstereotyps zu identifizieren und deren Wirkung nachzuweisen. So konnte etwa gezeigt werden, dass die unterschwellige Wahrnehmung des Wortes „alt“ automatisch (das heißt unwillentlich) negative Assoziationen hervorruft und in einem Gedächtnisexperiment auch dazu führt, dass negative Informationen besser behalten werden als positive. Es hat sich sogar gezeigt, dass Studenten, nachdem bei ihnen das Altersstereotyp (durch eine bestimmte *Priming*-Prozedur) unterschwellig aktiviert worden war, anschließend langsamer über den Flur liefen als eine Vergleichsgruppe, bei der dies nicht der Fall war.<sup>12</sup>

Im Gegensatz zu expliziten Urteilen über das Alter, die umso positiver ausfallen, je älter die Befragten sind, lässt sich die automatische Verknüpfung von „alt“ und „negativ“ auch bei älteren Menschen selbst nachweisen. So zeigten ältere Versuchspersonen beispielsweise schlechtere Leistungen bei verschiedenen Gedächtnistests, wenn bei ihnen zuvor unterschwellig, das heißt, ohne dass sie sich dessen bewusst geworden waren, negative Aspekte des Altersstereotyps aktiviert worden waren.<sup>13</sup> Die Befunde aus diesem Forschungsprogramm legen die Vermutung nahe, dass negative Facetten des Altersstereotyps sich zumindest kurzfristig, möglicherweise aber auch längerfristig ungünstig auf die geistige Leistungsfähigkeit, das Selbstbild und womöglich sogar die Gesundheit älterer Menschen auswirken können.

Was bedeutet dies für das Verhalten jüngerer Menschen und ihren Umgang mit älteren Menschen, und was resultiert daraus für die älteren Menschen selbst? Schon Robert Butler hatte 1980 postuliert, dass ein negatives Altersstereotyp in altersdiskriminierendes Verhalten („*ageism*“) münde, indem älteren Menschen bestimmte Ansprüche nicht zugestanden würden.<sup>14</sup> Die geringe Erwerbsbeteiligung der über 55-Jährigen in unserem Land mag zweifellos auch als Ausdruck einer solchen Haltung verstanden werden. Und doch weisen Altersstereotype Besonderheiten auf, die sie mit anderen Stereotypen (z. B. gegenüber ethnischen Gruppen) nicht teilen: So wird zum einen die Neigung, sich von „den Alten“ in feindseliger Weise abgrenzen zu wollen, schon dadurch gemindert, dass jeder selbst einmal dieser Gruppe angehören wird und zumindest *innerhalb* von Familien vielfältige Kontakte zwischen den Altersgruppen bestehen. Zum anderen dominieren in Altersstereotypen Kompetenzdefizite und Hilfebedürftigkeit älterer Menschen, weshalb sich viele Verhaltensweisen jüngerer Interaktionspartner auch als Ausdruck ihres Bemühens deuten lassen, diesen vermeintlichen Defiziten Älterer gerecht werden zu wollen.

Dies lässt sich besonders gut am Beispiel des Dialogs zwischen Alt und Jung illustrieren, wie er unter anderem in dem „Teufelskreis-Modell“ abgebildet wurde.<sup>15</sup> Diesem Modell zufolge werden bei der Begegnung mit einer (unbekannten) älteren Person Altersstereotype aktiviert und dieser Person werden nicht nur mangelnde Kompetenzen, sondern auch bestimmte Bedürfnisse in der Gesprächssituation zugeschrieben. Daraus folgt, dass die (jüngere) Gesprächspartnerin ihr sprachliches Verhalten so verändert, dass es dem vermeintlichen Kompetenzniveau und den Bedürfnissen des älteren Gegenüber entspricht. In der Tat hat man bestimmte Varianten im sprachlichen und nichtsprachlichen Verhalten gegenüber älteren Menschen beob-

<sup>12</sup> Vgl. John A. Bargh/Mark Chen/Lara Burrows, Direct effects of trait construct and stereotype activation on action, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, 71 (1996) 2, S. 230–244.

<sup>13</sup> Vgl. Becca Levy, Improving memory in old age through implicit self-stereotyping, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, 71 (1996) 6, S. 1092–1107.

<sup>14</sup> Vgl. Robert N. Butler, Ageism: A foreword, in: *Journal of Social Issues*, 36 (1980) 2, S. 8–11.

<sup>15</sup> Vgl. Ellen B. Ryan/Howard Giles/Giampiero Bartolucci/Karen Henwood, Psycholinguistic and social psychological components of communication by and with the elderly, in: *Language and Communication*, 6 (1986) 1–2, S. 1–24.

achten können, und zwar sowohl in experimentellen Versuchsanordnungen als auch in alltäglichen Pflegesituationen. Die entsprechenden sprachlichen Modifikationen, die sich als so genannte „Sprechmuster“ darstellen,<sup>16</sup> betreffen die Wortwahl (z. B. einfache, gebräuchliche Wörter) und die Grammatik (z. B. kürzere, einfachere Sätze) wie auch die Gesprächsthemen (z. B. übertrieben persönliche Fragen). Modifikationen im nichtsprachlichen Bereich zeigten sich in der Stimmqualität (z. B. hohe Lautstärke), in Mimik und Gestik (z. B. „aufgesetztes“ Lächeln, Verschränken der Arme) sowie in der Regulation von Blickkontakt (z. B. Ausweichen), räumlicher Distanz (z. B. auffallend große oder geringe Distanz) und von Körperkontakt (z. B. Schulterklopfen).

Diese Formen eines als „überangepasst“ bezeichneten Interaktionsverhaltens sollen nun dem Teufelskreis-Modell zufolge das Selbstwertgefühl älterer Menschen beeinträchtigen, was sich in verschiedenen Experimenten auch nachweisen ließ.<sup>17</sup> In diesen Experimenten sollten Studierende einer älteren (versus gleichaltrigen) Person eine Route zwischen zwei Orten so beschreiben, dass diese Person die Wegstrecke auf einer Landkarte korrekt einzeichnen konnte. Es zeigte sich, dass die Studierenden ihre Beschreibungen über mehrere Versuchsdurchgänge hinweg (und zwar unabhängig vom Alter ihres Gegenübers) immer stärker vereinfachten. Je deutlicher diese Vereinfachungen schließlich ausgefallen waren, desto stärker neigten nun die älteren (nicht aber die jüngeren) Gesprächspartner dazu, am Ende des Versuchs ihre Fähigkeit, sich mit dem Gegenüber zu verständigen, grundsätzlich in Frage zu stellen.

Ältere scheinen also im Gegensatz zu jüngeren Menschen eher geneigt zu sein, Probleme im Verlauf eines Gesprächs auf eigene Defizite und Inkompetenz zurückzuführen. Dies mag zur Folge haben, dass sie sich aus sozialen Kontakten eher zurückziehen und sich damit auch der Gelegenheit berauben,

ihre kommunikativen Fähigkeiten durch Übung zu erhalten. Auf diese Weise kann es zu einer Beschleunigung des körperlichen und geistigen Alterungsprozesses kommen, was in künftigen Begegnungen von anderen wiederum als Alterszeichen wahrgenommen und mit stereotypgeleitetem Verhalten beantwortet wird. Allerdings gilt es einschränkend hinzuzufügen, dass diese im Teufelskreis-Modell beschriebenen Prozesse in der Tat an die Aktivierung eines *negativen* Altersstereotyps gebunden sind. Denn in der Begegnung mit kompetent erscheinenden (oder im Experiment als „kompetent“ eingeführten) älteren Gesprächspartnern konnte die beschriebene sprachliche und nichtsprachliche „Überanpassung“ nicht nachgewiesen werden.<sup>18</sup>

Ein ähnlicher Teufelskreis wurde in Beobachtungsstudien identifiziert, die Unterstützungsleistungen für ältere Menschen im Pflegekontext zum Gegenstand hatten und in denen zwei charakteristische Muster des Umgangs mit älteren Menschen ermittelt wurden.<sup>19</sup>

Zum einen handelt es sich um das „Abhängigkeit-Unterstützen-Muster“. Es ist dadurch gekennzeichnet, dass die Pflegekräfte bei alltäglichen Verrichtungen auch dann unterstützend eingreifen, wenn die älteren Menschen eigentlich gar keine Hilfe benötigen.

Zum anderen zeigte sich das „Unabhängigkeit-Ignorieren-Muster“. Danach erhalten jene älteren Menschen, die ein hohes Maß an Selbstständigkeit zeigen respektive keine Hilfe in Anspruch nehmen, weder Aufmerksamkeit noch Anerkennung; ihr selbstständiges Verhalten wird gelegentlich sogar noch unterbunden. Auf diese Weise wird – den lernpsychologischen Gesetzmäßigkeiten folgend – unselbstständiges Verhalten aufgebaut und selbstständiges Verhalten verlernt (oder unterdrückt), so dass letztlich die Abhängigkeit älterer Menschen von ihrer sozialen Umwelt verfestigt oder gar erst erzeugt wird. Auch wenn die Rahmenbedingungen in Pflegeeinrichtungen (z. B. das enge Zeitkorsett,

<sup>16</sup> Zum Überblick vgl. Anne-Kathrin Mayer, Alt und Jung im Dialog, Weinheim 2002.

<sup>17</sup> Vgl. Susan Kemper/Meghan Othick/Hope Gerhing/Julia Gubarchuk/Catherine Billington, The effects of practicing speech accommodations to older adults, in: Applied Psycholinguistics, 19 (1998) 2, S. 175–192.

<sup>18</sup> Vgl. Mary Lee Hummert/J. Shaner, Patronizing speech to the elderly: Relationship to stereotyping, in: Communication Studies, 45 (1994), S. 145–158.

<sup>19</sup> Vgl. Margret M. Baltes/Hans-Werner Wahl, Patterns of communication in old age: The dependency-support and independency-ignore script, in: Health Communication, 8 (1996) 3, S. 217–231.

welches ein schnelles Eingreifen der Pflegekräfte nahe legt) nicht selten ein solches Interaktionsverhalten begünstigen, so scheinen diese Verhaltensweisen doch auch eng an ein negatives Altersbild der Pflegekräfte gebunden zu sein: Je mehr Hilfebedürftigkeit sie älteren Menschen *im Allgemeinen* zuschrieben, desto häufiger verhielten sie sich im pflegerischen Alltag übermäßig unterstützend, ohne die individuellen Kompetenzen und die Selbstständigkeit der älteren Menschen angemessen zu berücksichtigen.<sup>120</sup>

Die Befunde sprechen somit in der Zusammenschau dafür, dass negativ getönte Altersstereotypisierungen bestimmte Formen des Umgangs mit älteren Menschen befördern, die sich abträglich auf deren Selbstwertgefühl und Alltagskompetenz auswirken können und auf diesem Wege das negative Altersstereotyp verfestigen. Indes sind ältere Menschen natürlich nicht notwendigerweise passive Opfer in diesem Geschehen. Sie können ihrerseits zu einer Durchbrechung dieses Teufelskreises beitragen, indem sie ein „überangepasstes“ Gesprächsverhalten als unangemessen und Hilfestellung als unerbeten zurückweisen. Bislang fehlt es jedoch noch an Erkenntnissen darüber, wann und welchen älteren Menschen es gelingt, sich gegen stereotypgeleitetes Verhalten zu wehren, und auf welchem Wege sie die Spirale aus erfahrener Unterstützung, Bevormundung und Abhängigkeit durchbrechen können.

## Schlussfolgerungen

Die Altersforschung hat eindrucksvoll gezeigt, wie viele Gesichter das Alter besitzt.<sup>121</sup> Und dennoch scheint das Altersbild in den Köpfen der Menschen – auch wenn es facettenreich sein mag – letztlich negativ getönt, und es wirkt sich auf den Umgang zwischen Jung und Alt außerhalb der Familienbeziehungen nachteilig aus. Umso mehr würde man sich wünschen, dass die Erkenntnisse der Altersforschung weit stärker in das öffentliche Bewusstsein dringen, als dies bislang der Fall ist. Indes können wir vielleicht sogar

<sup>120</sup> Vgl. Eva F. Kahana/H. Asuman Kiyak, Attitudes and behavior of staff in facility for the aged, in: *Research on Aging*, 6 (1984) 2, S. 395–416.

<sup>121</sup> Vgl. Paul B. Baltes, The many faces of human ageing: Toward a psychological culture of old age, in: *Psychological Medicine*, 21 (1991), S. 837–854.

einen zaghaften Wandel feststellen. So wurde unlängst in zwei deutschen Studien gezeigt, dass das Alter in der Werbung wie auch in Fernsehserien zwar noch immer kaum präsent ist. Aber wenn ältere Menschen gezeigt werden, scheinen negative Aspekte des Alters wie Krankheit und Gebrechlichkeit im Vergleich zu früher heute weniger dominant; vielmehr werden ältere Menschen nun mit Blick auf ihre soziale Integration und ihre finanziellen Ressourcen sogar überzogen positiv porträtiert.<sup>122</sup>

Doch sei auch hier vor naivem Optimismus gewarnt, denn positive Stereotypisierungen stellen gleichermaßen unzulässige Verallgemeinerungen dar, die allzu häufig durch die Realität widerlegt werden. Und ein übermäßig „rosiges“ Bild des Alters kann gleichermaßen negative Auswirkungen zeitigen, indem es ältere Menschen mit einem übermäßigen Erwartungsdruck konfrontiert und sie ihrer Individualität und Einzigartigkeit beraubt. Zudem gilt es, kritisch zu fragen, ob die sich andeutenden Verschiebungen im medialen Altersbild tatsächlich auf eine ausgewogenere Sicht des Alter(n)s schließen lassen oder ob sie nicht eher als Ausdruck einer „Anti-Aging-Ideologie“ gedeutet werden müssen, welche die Augen vor der Tatsache verschließt, dass das Altern – trotz aller Möglichkeiten, den Verlauf des Alternsprozesses durch eigenes Handeln zu optimieren und Defizite zu kompensieren<sup>123</sup> – auch mit unabwendbaren Verlusten verbunden ist.

Es spricht daher nichts dafür, das negative Altersstereotyp in unseren Köpfen durch ein ausschließlich positives ersetzen zu wollen. Stattdessen gilt es, der beobachtbaren Vielfalt von Alternsverläufen und den großen Unterschieden zwischen den Menschen im Alter Rechnung zu tragen – auch dadurch, dass Kontakte zwischen Jung und Alt außerhalb

<sup>122</sup> Vgl. Eva-Marie Kessler/Katrin Rakoczy/Ursula M. Staudinger, The portrayal of older people in prime time television series: the match with gerontological evidence, in: *Ageing & Society*, 24 (2004) 4, S. 531–552; Una M. Röhr-Sendlmeier/Sarah Ueing, Das Altersbild in der Anzeigenwerbung im zeitlichen Wandel, in: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 37 (2004) 1, S. 56–62.

<sup>123</sup> Vgl. Paul B. Baltes/Margret M. Baltes, Optimierung durch Selektion und Kompensation. Ein psychologisches Modell erfolgreichen Alterns, in: *Zeitschrift für Pädagogik*, 35 (1989) 1, S. 85–105.

der Familien gefördert und gepflegt werden und dass Wissen über Alter und Altern frühzeitig in den schulischen und außerschulischen Lehrplänen verankert wird, um die Verfestigung eines einseitigen und übergeneralisierten Altersbildes zu verhindern. Zudem wollen alte Menschen – wie Menschen jeden Alters – als Individuen und nicht als Repräsentanten der Gruppe der „Alten“ wahrgenommen werden. Daher muss die Förderung sozialer Kompetenzen (insbesondere die Fähigkeit zur Empathie und Perspektivenübernahme), welche einem behutsamen Umgang der Menschen untereinander und einer individualisierenden Wahrnehmung ihres jeweiligen Gegenübers dienlich sind, zu einem zentralen Bildungsziel werden. Dazu gehört auch, dass Menschen lernen, in der Begegnung mit dem Alter (und im Umgang mit dem eigenen Älterwerden) sich der eigenen Stereotype stets aufs Neue bewusst zu werden, sie zu hinterfragen und an der Wirklichkeit zu überprüfen. Nur wenn dies gelingt, können wir den vielen Gesichtern des Alterns angemessen begegnen.

Gertrud M. Backes

# Alter(n) und Geschlecht: ein Thema mit Zukunft

Im *anglophonen Bereich*, vor allem in Großbritannien, den USA und Kanada, aber auch in skandinavischen Ländern, gehören Themen im Zusammenhang von „Gender and Ageing“ seit langem selbstverständlich auf die Agenda der alter(n)swissenschaftlichen Diskussion: „Gender is a crucial organizing principle in society that profoundly shapes the experience of old age and aging and the distribution of resources to older women.“<sup>1</sup> Dimensionen geschlechterspezifischen Alter(n)s werden dort vielseitig in ihrer individuellen

Bedeutung („gendered identities in old age“<sup>2</sup>) wie auch als Dimension von Sozialstruktur in sich wandelnden Gesellschaften untersucht („Patriarchy and the sex/gender system“<sup>3</sup>).<sup>4</sup> Es geht um „Gender roles as

## Gertrud M. Backes

Dr. phil., geb. 1955; Professorin für Soziale Gerontologie an der Universität Kassel, Fachbereich Sozialwesen, Arnold-Bode-Str. 10, D-34109 Kassel. [backes@uni-kassel.de](mailto:backes@uni-kassel.de)

<sup>1</sup> Carroll L. Estes, Social security privatization and older women: A feminist political economy perspective, in: Journal of Aging Studies, 18 (2004), S. 9–26, hier S. 9.

<sup>2</sup> Catherine B. Silver, Gendered identities in old age: Toward (de)gendering?, in: ebd., 17 (2003), S. 379–397.

<sup>3</sup> Carroll L. Estes/Simon Biggs/Chris Phillipson, Social theory, social policy and ageing. A critical introduction, Berkshire 2003, S. 44–62, hier S. 50.

<sup>4</sup> Vgl. Sara Arber/Jay Ginn, Gender and Later Life. A Sociological Analysis of Resources and Constraints, London–Newbury Park–New Delhi 1991; Sara Arber/Jay Ginn (Eds.), Connecting Gender and Ageing. A Sociological Approach, Buckingham–Philadelphia 1995 (2002); Jean M. Coyle (Ed.), Handbook on Women and Aging. Westport, Connecticut–London 1997; Miriam Bernard/Judith Phillips/Linda Machin/Val Harding Davies (Eds.), Women Ageing. Changing identities, challenging myths, London–New York 2000; Toni M. Calasanti/Kathleen F. Slevin, Gender, Social Inequalities, and Aging, Walnut Creek–Lan-

structured inequality“ und „Social construction of gender“ ebenso wie um „Putting gender in life course context“<sup>15</sup> und um „The body, gender, and age“<sup>16</sup>, um nur wenige Beispiele des sehr breiten thematischen Spektrums zu nennen. Und in einer 2003 in England erschienenen Monographie zum Thema: „Social theory, social policy and ageing. A critical introduction“ von Carroll L. Estes, Simon Biggs und Chris Phillipson steht neben Themen wie „The politics of ageing“, „Ageing and globalization“, „Age and identity“ oder „Productive ageing, self-surveillance and social policy“ das Thema: „Feminist perspectives and old age policy“ gleichermaßen mit auf der Agenda. Dabei geht es um Fragen der feministischen Erkenntnistheorie und Perspektiven auf Alter, Sozialpolitik und Staat, um feministische Ökonomie, Theorien der männlichen Herrschaft, um Ideologie, Gender und soziale Bewegungen wie auch um feministische Transformation und Alterspolitik.<sup>17</sup>

Im *deutschsprachigen Bereich* – in Deutschland, Österreich und in der Schweiz – gibt es noch immer weit weniger wissenschaftliche Analysen zum Themenfeld „Geschlecht und Alter(n)“, wobei sich in den Grundlinien ähnliche Ergebnisse wie in der oben genannten anglophonen Forschungstradition erkennen lassen. Eine gut überschaubare Zahl von Forschungen in diesem Themenfeld entwickelte sich in der Gerontologie und Alter(n)ssoziologie,<sup>18</sup> zum Teil auch in der feministi-

ham-Oxford 2001; Sara Arber/Kate Davidson/Jay Ginn (Eds.), *Gender and Ageing. Changing Roles and Relationships*, Maidenhead-Philadelphia 2003.

<sup>15</sup> Laurie Russell Hutch/Jon Hendricks (Eds.), *Beyond Gender Differences: Adaptation to Aging in Life Course Perspective*, Amityville-New York 1999.

<sup>16</sup> Julia Twigg, *The body, gender, and age: Feminist insights in social gerontology*, in: *Journal of Aging Studies*, 18 (2004), S. 59–73.

<sup>17</sup> Vgl. C. L. Estes/S. Biggs/Ch. Phillipson (Anm. 3); Carroll L. Estes and Associates, *Social Policy & Ageing. A Critical Perspective*, Thousand Oaks-London-New Delhi 2001.

<sup>18</sup> Vgl. Insa Fookon, *Älterwerden als Frau*, in: Andreas Kruse/Ursula Lehr (Hrsg.), *Gerontologie, eine interdisziplinäre Wissenschaft*, München 1987, S. 164–237; Gertrud M. Backes, *Geschlechterverhältnisse im Alter*, in: Birgit Jansen/Fred Karl/Hartmut Radebold/Reinhard Schmitz-Scherzer (Hrsg.), *Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis*, Weinheim-Basel 1999, S. 453–469; dies., „Geschlecht und Alter(n)“ als künftiges Thema der Alter(n)ssoziologie, in: Gertrud M. Backes/Wolfgang Clemens (Hrsg.), *Zukunft der*

sozialen Kritik der Sozialsysteme<sup>19</sup> als Teil der Frauen- und Geschlechterforschung. Erste weitergehende Ansätze finden sich etwa in der Auseinandersetzung mit den „Auswirkungen weiblicher Langlebigkeit auf Lebensformen und Generationenbeziehungen“<sup>10</sup> und neuerdings auch in der Betrachtung des „anderen“ Alter(n)s von Männern<sup>11</sup> sowie des Übergangs von Frauen vom Erwerbsleben in den Ruhestand.<sup>12</sup> Mittlerweile ist „Geschlecht“ zumindest als durchgängig notwendiges Unterscheidungsmerkmal auch bezüglich des Alter(n)s anerkannt (exemplarisch hierfür sind die Berichte der Enquête-Kommission „Demografischer Wandel“ oder die bisherigen fünf Altenberichte der Bundesregierung). Was die Notwendigkeit dieser Differenzierung wie auch eine weitergehende Analyse anbelangt, so sprechen Zahlen und Fakten eine klare Sprache. Als wissenschaftlich wie politisch unzulässig gälte es, der Dimension „Soziales Geschlecht/Gender“ bei der Betrachtung des Alter(n)s keine Beachtung zu schenken. Dabei wird sie mancherorts bereits durch die Dimension „Diversity“ ersetzt, ohne dass die Konsequenzen dieser Entwicklung für eine angemessene Analyse

Soziologie des Alter(n)s, Opladen 2002, S. 111–148; Wolfgang Clemens, *Frauen zwischen Arbeit und Rente. Lebenslagen in später Erwerbstätigkeit und frühem Ruhestand*, Opladen 1997; François Höpflinger, *Frauen im Alter – Alter der Frauen. Ein Forschungsdossier*, Zürich 1994.

<sup>19</sup> Vgl. Ilona Kickbusch/Barbara Riedmüller (Hrsg.), *Die armen Frauen. Frauen und Sozialpolitik*, Frankfurt/M. 1984; Claudia Gather/Ute Gerhard/Karin Prinz/Mechthild Veil (Hrsg.), *Frauen-Alterssicherung. Lebensläufe von Frauen und ihre Benachteiligung im Alter*, Berlin 1991.

<sup>10</sup> Vgl. François Höpflinger, *Auswirkungen weiblicher Langlebigkeit auf Lebensformen und Generationenbeziehungen*, in: Pasqualina Perrig-Chiello/François Höpflinger (Hrsg.), *Jenseits des Zenits. Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte*, Bern-Stuttgart-Wien 2000, S. 61–74; François Höpflinger, *Frauen im Alter – die heimliche Mehrheit*. <http://www.mypage.bluewin.ch/hoepf/fhtop/fhalter1K.html>: 2002.

<sup>11</sup> Vgl. Insa Fookon, *Gerontologie eine Männerwissenschaft oder: Der Mann im Alter das unbekannte Wesen?*, in: *Zeitschrift für Gerontologie*, 19 (1986), S. 221–222; dies., *Geschlechterverhältnisse im Lebensverlauf*, in: Birgit Jansen/Fred Karl/Hartmut Radebold/Reinhard Schmitz-Scherzer (Hrsg.), *Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis*, Weinheim-Basel 1999, S. 441–452; François Höpflinger, *Männer im Alter. Eine Grundlagenstudie*, Zürich 2002.

<sup>12</sup> Vgl. W. Clemens (Anm. 8).

der Thematik „Geschlecht und Alter(n)“ bereits immer hinreichend bedacht worden wären.

## Blinde Flecken der Analyse

Dennoch zeigt sich für die deutschsprachige Frauen- und Geschlechterforschung ebenso wie für die hiesige Alter(n)sforschung eine *im internationalen Vergleich auffallend schmale Bilanz hinsichtlich weiterreichender Analysen des Themenfeldes „Geschlecht und Alter(n)“*.

**Erstens:** In der *Frauen-* und in der Folge der *Geschlechterforschung* war Alter(n) bislang selten und eher nur am Rande ein Thema. Nach geschlechterspezifischen Unterschieden und Ungleichheiten im Alter und nach dem jeweils anderen Altersprozess mit seinen individuellen und sozialen Implikationen wurde und wird dort selten gefragt. Zumindest waren diese Fragen nicht explizit Gegenstand weitergehender und in diesem Feld etablierter Forschung. Ähnlich wie Alter(n) lange Zeit in der Soziologie nur am Rande thematisiert wurde, blieb es bislang im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung marginal und wird erst jetzt langsam entdeckt.

**Zweitens:** Gleichzeitig wurden in der *Gerontologie* gesellschaftlich und damit wissenschaftlich relevante Alter(n)sprobleme bei Frauen lange Zeit nahezu ausgeschlossen, oder sie blieben zumindest verdeckt. Insbesondere in der sozialwissenschaftlichen Gerontologie ging die Betrachtung des Alter(n)s mit einer einseitigen Konzentration auf das verallgemeinerte männliche Alter(n), auf das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben und dessen Konsequenzen, einher. Individuelle und soziale Alter(n)sprobleme galten als primär vermittelt über männliche Vergesellschaftung und deren mit dem Alter(n) einhergehende Veränderungen, insbesondere mit dem Eintritt in den so genannten Ruhestand. Gemäß der lange vorherrschenden funktionalistisch begründeten Alter(n)sstheorien hatte sich dabei ein neues Gleichgewicht zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Anforderungen einzustellen:<sup>13</sup> entweder

<sup>13</sup> Unter Vergesellschaftung verstehe ich die Einbindung von Menschen in gesellschaftliche Bezüge, vermittelt über Institutionen wie Familie, Bildung und Erwerbsarbeit. Vgl. Gertrud M. Backes/Wolfgang

durch Disengagement, durch weitere Aktivität oder durch Kontinuität. Bei Frauen – so die häufig nicht einmal explizierte Annahme – sei dies aufgrund ihrer fortbestehenden „typisch weiblichen“ Vergesellschaftung über reproduktive, informelle Bereiche, wie Hausarbeit und Familie, kaum erforderlich. Ihnen bleibe der für sie typische und relevante Aufgabenbereich bis ins Alter erhalten; insofern gebe es keine entsprechenden Alter(n)sprobleme. Allenfalls innerhalb der Geriatrie wurden besondere Probleme des Alter(n)s bei Frauen häufiger thematisiert (Multimorbidität im hohen Alter, Pflegebedürftigkeit). Die gesellschaftlichen und individuellen Auswirkungen des Strukturmerkmals Geschlecht im Zusammenwirken mit Alter(n) – etwa des deutlich höheren Anteils von Frauen im hohen Lebensalter – waren erst recht kein hinreichend und angemessen bearbeitetes Thema deutschsprachiger Alter(n)swissenschaft oder Frauen- und Geschlechterforschung.

**Fazit:** Hinsichtlich des Themas „Geschlecht und Alter(n)“ bleiben weiterhin *blinde Flecken* und *oberflächliche Perspektiven*:

– So geschieht die geschlechterspezifische Differenzierung entweder primär auf einer deskriptiven Ebene, etwa der Beschreibung ungleicher Lebensdauer (hier interessiert immer wieder die Frage, weshalb Frauen eine höhere Lebenserwartung haben als Männer) und ungleicher Betroffenheit von sozialen Problemen im (hohen) Alter.

– Oder sie bedeutet Konzentration auf das „weibliche“ Alter(n) im Sinne des Alter(n)s von Frauen, was durch deren weitaus höheren Anteil und die stärkere Betroffenheit von sozialen Problemen im Alter gerechtfertigt erscheint.

– Man spricht vom „feminisierten Alter“,<sup>14</sup> was durch den höheren Frauenanteil, aber

Clemens. Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung, Weinheim-München 2003<sup>2</sup>, S. 114 ff.

<sup>14</sup> Hans Peter Tews, Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters, in: Gerhard Naeye/Hans Peter Tews (Hrsg.), Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik. Opladen 1993, S. 15–42; Martin Kohli, Das Alter als Herausforderung für die Theorie sozialer Ungleichheit, in: Peter A. Berger/Stefan Hradil (Hrsg.),

auch dadurch zuzutreffen scheint, dass weibliche Vergesellschaftungsformen scheinbar das Leben im Alter bestimmen. Männern wird sogar eine Angleichung an weibliche Vergesellschaftungsformen im Alter zugeschrieben, da ihre geschlechtstypische Vergesellschaftungsform über Erwerbsarbeit mit dem Eintritt ins Alter beendet sei.

– Tiefergehende empirische wie theoretische Analysen des Geschlechterverhältnisses im Lebens(ver)lauf und dessen Auswirkungen auf die Lebenslagen beider Geschlechter bis ins Alter, aber auch der Bedeutung der Dimension „Geschlecht und Alter(n)“ für die Sozialstruktur in sich wandelnden Gesellschaften werden bislang vernachlässigt.

– Stattdessen werden vielfach mit sozialen Problemen alter und hochbetagter Frauen einhergehende gesellschaftliche Belastungen und Kosten (etwa durch Pflege) betont. Der hohe Anteil von Frauen an der Gruppe der durch starkes Ansteigen von Multimorbidität, Demenzerkrankungen und Pflegebedürftigkeit gekennzeichneten Hochaltrigen wird in einer Kostenbilanz mit der kürzeren Lebensdauer von Männern verglichen und eine höhere Belastung des sozialen Umfelds und der Gesellschaft konstatiert. Dabei werden in aller Regel nur die öffentlich sichtbaren Lasten und Ressourcen betrachtet und privat erbrachte (z. B. betreuende, pflegende) Leistungen von Frauen, die öffentliche Leistungen ergänzen und zum Teil ersetzen, vernachlässigt. Demgegenüber werden nachberufliche Tätigkeitsressourcen bei Männern in den Vordergrund der Überlegungen gestellt.<sup>15</sup> Diese Art der Zuschreibung lässt – auch wenn dies unbeabsichtigt geschieht – Frauen im Alter eher als Last, Männer hingegen als Ressource erscheinen.

Insgesamt zeigt sich: Die vielschichtigen Bedeutungsgehalte, die dem weiblichen und männlichen Geschlecht für das Alter(n) und „Geschlecht und Alter(n)“ als Strukturmerkmal der Gesellschaft mit Konsequenzen für die Lebenslagen bis ins Alter zukommen, werden im deutschsprachigen Bereich bislang

eher undifferenziert, unzureichend und kaum im Gesamtkontext ihrer Entstehung und Bedeutung thematisiert. Dies steht in einem eigenartigen Kontrast zu der bereits recht populären Erkenntnis, dass „das Alter weiblich“, das heißt, zumindest quantitativ, wenn nicht gar qualitativ eher von Frauen geprägt sei.

## Soziale Ungleichheiten

Das Alter(n) ist für Frauen in den meisten Gesellschaften, so auch in der deutschen, mit einem zweifachen *Risiko* hinsichtlich der Lebensqualität verbunden: Mit dem Alter strukturell einhergehende soziale Gefährdungen treffen mit geschlechtsspezifischen sozialen Gefährdungen zusammen und schlagen sich heute bei alten Frauen *häufiger* als bei alten Männern in *sozialen Problemen* nieder. Dies gilt insbesondere im Hinblick auf Beschäftigungschancen und die Qualität und den Umfang des Eingebundenseins in die Gesellschaft, auf materielle Sicherung und Unabhängigkeit, auf sozialen Status, Entlastungs- und Schutz- wie Belastungswirkungen der sozialen Vernetzung. Es gilt im Hinblick auf Gesundheits- und Versorgungschancen wie auf soziale und materielle Qualitätsbedingungen in der Pflege, vor allem im hohen Alter.<sup>16</sup>

Geschlechterspezifische Arbeitsteilung bedeutet für die Mehrzahl der heute alten Frauen, dass die zur Ernährerrolle komplementäre Familienrolle – trotz anderer Erfahrungen während des Krieges und unmittelbar danach – für ihre Lebensgestaltung bestimmend war und es zum Teil noch ist. Erwerbsarbeit hatte – so die gängige Norm und Vorstellung – zumindest nicht in erster Linie der eigenständigen Existenzsicherung zu dienen. Die ‚alten‘ bzw. ‚traditionalen‘ Risiken waren die der primären Ehe- und Familienbindung und der entsprechenden Abhängigkeit der Existenzsicherung und häufig auch Sinnggebung. Damit einher ging und geht eine Gefährdung der materiellen wie auch sozialen und psychischen Dimensionen der Lebenslage, insbesondere im Hinblick auf das (hohe) Alter. So

Lebenslage, Lebensläufe, Lebensstile, Göttingen 1990, S. 387–406.

<sup>15</sup> Vgl. Martin Kohli/Harald Künemund (Hrsg.), Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters – Survey, Opladen 2000.

<sup>16</sup> Vgl. Gerhard Bäcker, Die Lebenssituation älterer Frauen vor dem Hintergrund der Bevölkerungsentwicklung sowie der Alters- und Familienstruktur, in: Frauenforschung, 2 (1994), S. 17–22; W. Clemens (Anm. 8); M. Kohli/H. Künemund (Anm. 15); G. Backes (Anm. 8).

wird in Studien zu Frauen im Alter durchgängig darauf hingewiesen, dass eine Konzentration auf Ehe und Familie nicht nur Armut im Alter begünstigt, sondern häufig auch zu gesundheitlichen und psychischen Beeinträchtigungen führt, dass – etwas verkürzt formuliert – qualifizierte und kontinuierliche Berufsarbeit auch bei Frauen mit Kindern die beste Prävention gegenüber sozial problematischem Alter(n) ist.<sup>17</sup>

Nicht nur auf Grund kriegsbedingter Verluste auf Seiten der Männer, sondern vor allem auf Grund der höheren Lebenserwartung von Frauen leben heute bei uns weitaus mehr ältere und alte Frauen als Männer. Zwei Drittel der über 60-Jährigen und drei Viertel der über 75-Jährigen sind Frauen. Dabei ist das Verhältnis bei den 60- bis unter 65-Jährigen noch annähernd ausgeglichen, während bei den 85-Jährigen und älteren mit mehr als drei Viertel Frauen eine eklatante Geschlechterdifferenz auffällt.<sup>18</sup>

Trotz *vordergründiger Plausibilität der These von der Angleichung der Lebensweisen im Alter leben Frauen und Männer auch im Alter verschieden und in ungleichen sozialen Lagen*<sup>19</sup> – ihre Lebenslagen und Lebensstile unterscheiden sich in sozial ungleicher Weise hierarchisch nach Geschlecht. Hinzu kommen andere sozialstrukturelle Differenzierungen, wie Klasse/Schicht, Kohorte, Region oder Nationalität, die sich mit der Geschlechterlage in jeweils spezifischer Weise verbinden. Die „weiblichen“ und „männlichen“ Lebensläufe und Vergesellschaftungsweisen finden offensichtlich im Alter ihre Fortsetzung, wenn auch auf quantitativ wie qualitativ an-

derem Niveau. Erkennbar wird dies etwa daran, dass Männer häufiger in nachberuflichen Tätigkeiten eine modifizierte Fortsetzung ihres Berufs anstreben, während Frauen sich eher auf die Haus- und Familienarbeit konzentrieren, außerdem daran, dass Männer meist besser eigenständig sozial abgesichert sind als Frauen.

Auf folgende soziale Geschlechterunterschiede im Alter sei verwiesen: Einerseits ist bei Frauen im Alter die Wahrscheinlichkeit, von einer sozial problematischen Lebenslage betroffen zu sein, höher als bei Männern. Frauen sind häufiger materiell eingeschränkt, alleinlebend bei eher prekärer materieller und immaterieller Ausstattung. Sie müssen mehrheitlich dazuverdienen oder – mehr oder weniger freiwillig – familiäre Leistungen erbringen, die ihrer gesundheitlichen, aber auch sozialen Situation nicht angemessen sind. Sie sind häufiger chronisch krank, leben aber länger, so dass sie nicht selten auf institutionelle Hilfe bis hin zum (Pflege-)Heimaufenthalt angewiesen sind.<sup>20</sup> Während sie ihre Männer bis zum Tod betreuen und pflegen, stehen ihnen derartige Hilfen seltener zur Verfügung. Sie beschließen ihr Leben mehrheitlich als Witwe oder Alleinlebende. Bis dahin müssen sie sich häufiger grundlegend umorientieren, etwa den Auszug der Kinder, das Ende der eigenen Berufsarbeit, das Ende der Arbeit des Mannes, dessen Krankheit und eventuelle Pflegebedürftigkeit, seinen Tod und schließlich ihre eigene nachlassende Selbständigkeit und zunehmende Hilfebedürftigkeit verarbeiten.<sup>21</sup> Männer hingegen sind im Alter vergleichsweise seltener und weniger stark von sozialen Problemen betroffen: Sie sind materiell besser gesichert und entsprechend besser versorgt, gehen eher außerhäusigen Beschäftigungen und Engagementformen nach, die ihren Vorstellungen entsprechen, werden im Pflegefall häufiger zu Hause von der eigenen

<sup>17</sup> Vgl. Ursula Lehr. *Psychologie des Alterns*, Heidelberg 1977<sup>3</sup>; dies., *Zur Lebenssituation von älteren Frauen in unserer Zeit*, in: Gisela Mohr/Martina Rummel/Dorothea Rückert (Hrsg.), *Frauen. Psychologische Beiträge zur Arbeits- und Lebenssituation*, München–Wien–Baltimore 1982, S. 103–122; Maximiliane Szinovacz, *Women's Retirement. Policy Implications of Recent Research*, Beverly Hills–London–New Delhi 1982; Wolfgang Clemens, *Arbeit – Leben – Rente. Biografische Erfahrungen von Frauen bei der Deutschen Bundespost*, Bielefeld 1992; W. Clemens (Anm. 8).

<sup>18</sup> Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.), *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart–Berlin–Köln–Mainz 2004. Zur Begründung der Geschlechterdifferenz in der Lebenserwartung vgl. F. Höpflinger (Anm. 10).

<sup>19</sup> Vgl. G. Backes (Anm. 8); M. Kohli (Anm. 14).

<sup>20</sup> Vgl. G. Backes (Anm. 8).

<sup>21</sup> Vgl. ebd.; I. Fookon (Anm. 8); Ursula Lehr (Hrsg.), *Zur Situation der älter werdenden Frau*, München 1987; Gerhard Naegele u. a., *Landessozialbericht Band 1: Armut im Alter. Untersuchung zur Lebenslage ökonomisch unterversorgter älterer Frauen in Nordrhein-Westfalen, Duisburg* 1992; Annette Niederfranke, *Pluralisierung und Individualisierung als Bestandteile weiblichen Alterwerdens*, in: Insa Fookon (Hrsg.), *Alter(n) – Umbruch und Kontinuität. Akzentsetzungen von Wissenschaftlerinnen*, Essen 1994, S. 69–80.

Partnerin gepflegt und bleiben seltener – nach Trennung/Scheidung oder nach dem Tod der Partnerin – allein zurück.

Andererseits ist Alter bei Frauen auch durch Vorzüge und bei Männern durch Nachteile geprägt, die mit ihrem geschlechtsspezifischen Lebenslauf einhergehen und bis in die alterstypischen Umorientierungen hineinwirken. So sind Frauen – wohl auf Grund der mit dem weiblichen Lebenslauf verbundenen, vermehrt auftretenden Notwendigkeit der Umstellung und Vereinbarung von Widersprüchen – häufig besser in der Lage, Veränderungen und Verluste zu verarbeiten; empirische Studien bestätigen diese Annahme.<sup>22</sup> Männer scheinen beim Wechsel in die bislang ungewohnte Lebensweise ohne die Strukturierung durch Erwerbsarbeit zumindest anfangs größere Probleme zu haben. Gleichzeitig verfügen sie über durch die Erwerbsarbeit erworbene Ressourcen (insbesondere Geld, Qualifikation, Kompetenzen, aber auch soziale Netze), die ihnen die Umgestaltung ihrer Lebensweise eher erleichtern. Und sie sind meist freier von familialen Verpflichtungen (die Pflege von Partnern oder anderer älterer Familienangehöriger oder verpflichtend übernommene Betreuung von Enkeln lastet seltener auf ihnen), die sie an der Entfaltung neuer Interessen und an der Realisierung angestrebter Tätigkeiten hindern.<sup>23</sup>

Auffallend ist die bei Frauen im Alter besonders ausgeprägte Pluralität, Heterogenität und Differenzierung von Lebenslagen, Lebensstilen und Umgangsformen mit dem Alter(n). Auch hier zeigt sich die Konsequenz der besonderen Heterogenität weiblicher Lebens- und Arbeitsverhältnisse im Lebensverlauf. Weitaus weniger als bei jetzt alten Männern kann hier von einer so genannten „Normalbiografie“, nicht einmal einer „typisch weiblichen“, gesprochen werden.<sup>24</sup> Grundsätzlich stellt das *Alter für Frauen* eine *doppelt sozial gefährdende* Lebensphase dar. Für

sie geht damit noch stärker als in anderen Lebensphasen und eher als für Männer die Gefahr einer sozial problematischen Lebenslage einher. Allerdings konkretisiert sich diese soziale Gefährdung – je nach anderen sozialstrukturierenden Merkmalen wie insbesondere Klassenlage und Milieu, Kohortenzugehörigkeit, Familienstand, Gesundheit, Ethnie bzw. Nationalität und Region – in sozial ungleicher und individuell verschiedener Weise. Eine *Kumulation von Benachteiligungen* findet sich häufig bei Arbeiterwitwen ohne oder mit nur geringfügiger beruflicher Qualifikation und mit diskontinuierlichem Erwerbsverlauf in ungeschützten, schlecht bezahlten und gesundheitlich beeinträchtigenden Arbeitsverhältnissen, mit längeren Zeiten der Erwerbslosigkeit und der Mehrfachbelastung durch Familien- und außerhäusige Arbeit. Eine *Kumulation von Vorteilen* findet sich eher bei Männern mit kontinuierlicher, hochqualifizierter Berufsarbeit, entsprechendem Einkommen, Prestige und Einfluss sowie sonstigen damit verbundenen Ressourcen (der Bildung, der sozialen Vernetzung), die sich in der Regel bis ins Alter hinein positiv auf ihre Lebenslage auswirken.

Das Ende der Berufsarbeit konfrontiert *Männer* mit einer für sie neuen, primär weiblich strukturierten Vergesellschaftung. Hieraus auf eine Angleichung der Lebenslagen und ein „Verweiblichen“ der Männer „in ihren psychischen (oder sozialen, G.B.) Merkmalen“<sup>25</sup> zu schließen, greift meines Erachtens jedoch zu kurz. Es verweist auf eine *theoretische Vernachlässigung der hierarchisch komplementären Geschlechterverhältnisse bis ins Alter*:<sup>26</sup> Denn diese veränderte Vergesellschaftung der Männer ist in der biografischen Perspektive ihrer „Normalbiografie“ bereits enthalten. Entsprechend sind Kompensationsmechanismen ‚eingebaut‘: Auch für die Bewältigung dieser Umstellung stehen ihnen meist hinreichend (materielle und soziale) Ressourcen zur Verfügung (wobei die sozialen Ressourcen in der Regel von den Frauen gestellt werden). Einem Neubeginn mittels so genannter nachberuflicher Tätigkeiten stehen Männern – im Unterschied zu vielen Frauen – familiale, selbst gesetzte oder akzeptierte Verpflichtungen nur in den seltensten Fällen entgegen. Auf Grund ihrer bisherigen Verge-

<sup>22</sup> Vgl. W. Clemens (Anm. 8).

<sup>23</sup> Vgl. F. Höpflinger (Anm. 11); G. Backes (Anm. 8).

<sup>24</sup> Vgl. G. Backes (Anm. 8); Ilona Ostner, Wandel von Haushaltsformen, Ehe und Familie, in: Winfried Schmähl/Klaus Michaelis (Hrsg.), Altersicherung von Frauen. Leitbilder, gesellschaftlicher Wandel und Reformen, Opladen 2000, S. 46–60; Gertrud M. Backes, Alter(n) als ‚Gesellschaftliches Problem‘? – Zur Vergesellschaftung des Alter(n)s im Kontext der Modernisierung, Opladen 1997.

<sup>25</sup> Vgl. M. Kohli (Anm. 14), S. 401.

<sup>26</sup> Vgl. G. Backes (Anm. 8).

sellschaftung müssen sich die wenigsten Männer mit dem Tatbestand eines hohen Alters als Alleinstehende oder gar im (Pflege-)Heim auseinander setzen, sind sie doch in den meisten Fällen in materieller und sozialer Hinsicht besser als Frauen vor sozialen Problemen im Alter geschützt. Auch hier existiert – wie bei Frauen – je nach konkreter Vergesellschaftung im Lebenslauf ein differenziertes Bild, das jedoch die beschriebene Grundstruktur der Geschlechterverhältnisse auch im Alter nicht in Frage stellt.<sup>127</sup>

## Ausblick

Im Sinne von forschungsleitenden Vorüberlegungen könnte sich eine weitere Bearbeitung der Thematik „Geschlecht und Alter(n)“ meines Erachtens sinnvoll vor allem auf folgende Erkenntnisse und Thesen stützen: Im Lebenslauf angelegte Geschlechterverhältnisse setzen sich – entgegen der These von der Angleichung der Geschlechter und einer oberflächlichen Interpretation der These einer Feminisierung des Alters – bis ins Alter hinein fort. Geschlecht wird auch im Lebensverlauf „gemacht“, ebenso wie Alter(n). Und: Im hohen Alter erfahren die im Lebenslauf angelegten Geschlechterverhältnisse und die damit einhergehende Hierarchie der Lebenslagechancen eine Zuspitzung. Die *hierarchische Komplementarität der geschlechtsspezifischen Vergesellschaftungsweisen* zeigt sich hier verstärkt in widersprüchlicher Form. Diese drückt sich beispielsweise darin aus, dass alte Frauen einmal als „Alterslast“, ein anderes Mal als „Altersressource“ betrachtet werden.

*Geschlechterrollen erfahren Veränderung. Dieser Prozess hat in modernen Gesellschaften bereits jetzt einen nicht unerheblichen Einfluss auf Altern und Alter* und wird diesen zukünftig noch stärker haben: Wenn beispielsweise Frauen- und Männerrollen sich hinsichtlich familialer Aufgaben wandeln, bleibt dies – abgesehen von den Wirkungen innerhalb privater Netze und Biografien – nicht ohne Konsequenzen etwa für die Sozial- und Familienpolitik und letztlich für die Gesellschaftspolitik. In ihrer Funktion als Orientierung im Lebensverlauf erweisen sich die traditionellen Geschlechterrollen mittler-

weile als brüchig, zumindest als riskant, widersprüchlich und ambivalent.<sup>128</sup>

- Frauen können sich nicht bis ins hohe Alte hinein auf die ‚subventionierte Hausfrauenehe‘ und eine ihr entsprechende soziale Sicherung oder gar auf die sinnstiftenden Ressourcen der Frauen- und Mutterrolle verlassen.<sup>129</sup>
- Mit zunehmender Diskontinuität des Erwerbslebens, Infragestellung der Ernährerrolle und gewandelten Frauenrollen verändert sich auch für Männer die vormals weitgehend verlässliche Perspektive der Lebensführung und sozialen Sicherung bis ins (hohe) Alter.
- Gleichzeitig kann sich das Gros der Frauen (noch) nicht auf kontinuierliche qualifizierte Erwerbsintegration und ihr entsprechende materielle und soziale Sicherung oder gar psychosoziale Alter(n)schancen verlassen.
- Für Männer ist diese Orientierung am so genannten Normallebenslauf immer seltener möglich. Dies gilt vor allem bei sich verändernden Bedingungen am Arbeitsmarkt.
- Auch der steigende Anteil an Singles und Einpersonenhaushalten gerade im mittleren und höheren Lebensalter geht Hand in Hand mit einem Geschlechterrollenwandel, sodass insgesamt eine veränderte Lebensgestaltung bis ins Alter hinein notwendig ist und auch bereits praktiziert wird.

Für die Frauen-, Geschlechter- und Alter(n)sforschung wirkt das Feld der Geschlechterbeziehungen und -verhältnisse und des Bezugs von Geschlecht und Alter(n) zahlreiche Fragen auf:

Was die theoretische Fundierung angeht, so liegen Anleihen vor allem innerhalb der Ansätze zur Geschlechterarbeitsteilung, der Geschlechterkonstruktion und der Komplementarität weiblicher und männlicher Lebensverläufe und Handlungsmuster nahe. Hinsichtlich einer fundierten empirischen Analyse wäre neben gezielten Studien die Einrichtung eines Survey zu Lebenslagen der Geschlechter im Lebensverlauf sinnvoll.

Analysen sollten sich beispielsweise auf sich verändernde Alter(n)sriskiken und Alter(n)schancen von Frauen und Männern im

<sup>127</sup> Vgl. ebd.

<sup>128</sup> Vgl. Jutta Allmendinger, Wandel von Erwerbs- und Lebensverläufen und die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern im Alterseinkommen, in: W. Schmäh/K. Michaelis (Anm. 24), S. 61–80.

<sup>129</sup> Vgl. W. Schmäh/K. Michaelis (Anm. 24).

Kontext geschlechtsspezifischer Lebens- und Arbeitsverhältnisse sowie auf deren gesellschaftliche Auswirkungen konzentrieren. Dies würde bedeuten, die Situation heute alter Frauen und Männer in einen systematischen Zusammenhang mit ihren kohorten- und gesellschafts-, klassen- und geschlechter-spezifischen Lebensrisiken und -chancen zu bringen. Und diese wären den sich abzeichnenden Alter(n)risiken und -chancen künftig alter Frauen und Männer gegenüberzustellen und auf ihre Folgen hin zu prüfen. Anhaltspunkte für eine Prognose künftigen Alter(n) von Frauen und Männern fänden sich in der Betrachtung ihrer Integration in Arbeit, Beruf, Familie und sonstige Bereiche. Neben Art, Umfang und Form der Arbeit und sozialer Beziehungen wären dabei vor allem qualitative Aspekte, beispielsweise Unvereinbarkeiten und Widersprüche, Einflüsse auf körperliche, geistige und psychische wie soziale Entwicklungs- und Verschleißprozesse, von Bedeutung.

Insgesamt darf einer umfassenden und zügigen Entwicklung der Forschung im Themenfeld „Alter(n) und Geschlecht“ ohne jeden Zweifel eine hohe wissenschaftliche wie gesellschaftspolitische Relevanz zugeschrieben werden. Dabei sind Alter(n)sforschung wie Geschlechterforschung gleichermaßen angesprochen und hinsichtlich ihrer Fähigkeit und Bereitschaft zu Interdisziplinarität und Transdisziplinarität gefordert.

## 10. Bundeskongress für Politische Bildung Zwischen Inszenierung und Information

Die Mediengesellschaft ist das Thema des 10. Bundeskongresses für politische Bildung, der vom 2. bis 4. März 2006 in Mainz stattfindet.

Die Festrede am 2. März hält Bundestagspräsident **Dr. Norbert Lammert**.

Hochaktuelle Fragen werden diskutiert u.a. mit **Dr. Peter Frey**, ZDF, **Jürgen Leinemann**, Journalist, **Bodo Hombach**, WAZ-Mediengruppe, **Prof. Peter Voss**, SWR, **Bettina Warken**, ZDF, **Prof. Dr. Wolfgang Benz**, Zentrum für Antisemitismusforschung, **Prof. Dr. Lorenz Lorenz-Meyer**, Fachhochschule Darmstadt, **Prof. Dr. Elisabeth Klaus**, Universität Salzburg.

Den Abschlussvortrag am 4. März hält **Dr. Gyula Horn**.

Eingeladen sind Pädagoginnen und Pädagogen, Publizisten und politische Bildner.

Infos und Anmeldung unter [www.bpb.de](http://www.bpb.de)

**Medien  
Demokratie  
Bildung**

2. - 4. März 2006, Mainz



# APuZ

Nächste Ausgabe 51–52/2005 · 19. Dezember 2005

## Bundestagswahl 2005

*Matthias Jung · Andrea Wolf*

Wählerwille erzwingt die große Koalition

*Harald Schoen · Jürgen W. Falter*

Die Linkspartei und ihre Wähler

*Frank Brettschneider*

Bundestagswahlkampf und Medienberichterstattung

*Karl-Rudolf Korte*

Was entschied die Bundestagswahl?

*Michael Konken*

Medienmacht und Medienmissbrauch

*Stefan Marschall*

Idee und Wirkung des Wahl-O-Mat

Herausgegeben von  
der Bundeszentrale  
für politische Bildung  
Adenauerallee 86  
53113 Bonn.



### Redaktion

Dr. Katharina Belwe  
(verantwortlich für diese Ausgabe)  
Dr. Hans-Georg Golz  
Dr. Ludwig Watzal  
Sabine Klingelhöfer  
Andreas Kötzing (Volontär)  
Telefon: (0 18 88) 5 15-0  
oder (02 28) 36 91-0

### Internet

[www.bpb.de/publikationen/apuz](http://www.bpb.de/publikationen/apuz)  
E-Mail: [apuz@bpb.de](mailto:apuz@bpb.de)

### Druck

Frankfurter Societäts-  
Druckerei GmbH,  
60268 Frankfurt am Main

### Vertrieb und Leserservice

Die Vertriebsabteilung der  
Wochenzeitung **Das Parlament**  
Frankenallee 71–81,  
60327 Frankfurt am Main,  
Telefon (0 69) 75 01-42 53,  
Telefax (0 69) 75 01-45 02,  
E-Mail: [parlament@fsd.de](mailto:parlament@fsd.de),  
nimmt entgegen:

- Nachforderungen der Zeitschrift  
*Aus Politik und Zeitgeschichte*
- Abonnementsbestellungen der  
Wochenzeitung einschließlich  
*APuZ* zum Preis von Euro 19,15  
halbjährlich, Jahresvorzugspreis  
Euro 34,90 einschließlich  
Mehrwertsteuer; Kündigung  
drei Wochen vor Ablauf  
des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen  
für *APuZ* zum Preis von  
Euro 3,58 zuzüglich  
Verpackungskosten, Portokosten  
und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen  
in *Aus Politik und Zeitgeschichte*  
stellen keine Meinungsäußerung  
des Herausgebers dar; sie dienen  
lediglich der Unterrichtung und  
Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen  
Kopien in Klassensatzstärke herge-  
stellt werden.

ISSN 0479-611 X

*Claudius Seidl*

## 3–9 **Warum wir nicht mehr älter werden**

Innerhalb von nur einer Generation hat sich eine Revolution der Lebensläufe ereignet: Jene Bewohner des Westens, die nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurden, altern langsamer und auf jeden Fall anders als ihre Vorfahren: Wer heute 40 wird, ist geistig und körperlich meist jünger, als es sein Großvater mit 30 war.

*Andreas Kruse · Eric Schmitt*

## 9–17 **Zur Veränderung des Altersbildes in Deutschland**

Die These einer altenfeindlichen Gesellschaft wird durch die Leitbilder des Fünften Altenberichts ebenso widerlegt wie durch Ergebnisse empirischer Forschung. Gleichwohl spiegeln Altersbilder auch soziale Ungleichheiten wider, die bei der Förderung von Potenzialen des Alters berücksichtigt werden müssen.

*Thomas Druyen*

## 17–25 **Die große Alterswende**

Der Beitrag ist ein Plädoyer für ein neues Altersbewusstsein. Es werden die Hintergründe eines paradoxen Altersbegriffs untersucht. In der gegenwärtigen Altersdebatte werden Chancen für eine zukunftsfähige Orientierung unserer Gesellschaft gesehen. Alle Generationen profitieren von einem positiven Altersbild.

*Sigrun-Heide Filipp · Anne-Kathrin Mayer*

## 25–31 **Zur Bedeutung von Altersstereotypen**

Es werden Ergebnisse der psychologischen Forschung zu Altersstereotypen präsentiert. Altersstereotype erweisen sich als weitgehend negativ getönt und können den Umgang mit alten Menschen wie auch deren Selbstbild in ungünstiger Weise beeinflussen. Plädiert wird daher für eine differenzierte Sicht auf das Altern.

*Gertrud M. Backes*

## 31–38 **Alter(n) und Geschlecht: Ein Thema mit Zukunft**

Frauen leben länger als Männer, scheinen Veränderungen besser zu bewältigen und sind gleichzeitig stärker von gesundheitlichen und sozialen Problemen betroffen. Trotz vordergründiger Plausibilität der These von der Angleichung im Alter leben Frauen und Männer auch im Alter in sozial ungleichen Lebenslagen.